

LATEIN UND

GRIECHISCH *in Berlin und Brandenburg*

ISSN 0945-2257

JAHRGANG LXII / HEFT 1-2018

©Musée du Louvre, Paris



Mitteilungsblatt des Landesverbandes Berlin
und Brandenburg im Deutschen
Altphilologenverband (DAV) <http://davbb.de>

Herausgeber:

Der Vorstand des Landesverbandes

1. Vorsitzender:

Prof. Dr. Stefan Kipf
stefan.kipf@staff.hu-berlin.de

2. Vorsitzende:

StR Gerlinde Lutter · g1lutter@aol.com
Andrea Weiner

Beisitzer:

PD Dr. Nicola Hömke · StD Dr. Josef Rabl

Redaktion: Maya Brandl

StD Dr. Josef Rabl · Josef.Rabl@t-online.de

Kassenwart: Peggy Klausnitzer

peggy.klausnitzer@t-online.de

Verbandskonto:

IBAN: DE51 1605 0000 3522 0069 75

BIC: WELADED1PMB

Mittelbrandenburgische Sparkasse

Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht unbedingt mit der Meinung des Vorstandes übereinstimmen. Anfragen bitte nur an die Schriftführung des Landesverbandes. – Nichtmitgliedern des Landesverbandes bietet der Verlag ein Jahresabonnement und Einzelhefte an.
www.ccbuchner.de

INHALT

- | | |
|--|----|
| ■ <i>Christian Vogel:</i> Vom Scheitern des Ödipus | 3 |
| ■ <i>Alexander Lamprakis:</i> Aristoteles in Bagdad | 16 |
| ■ <i>Josef Rabl:</i> Bundeswettbewerb Fremdsprachen 2018 | 24 |
| ■ Impressum | 25 |
| ■ <i>Klaus Bartels:</i> Stichwort »Sympathie« | 32 |
| ■ <i>Klaus Bartels:</i> Stichwort: »Debakel« | 33 |
| ■ <i>Josef Rabl:</i> Acht Rezensionen | 34 |

Säulen des Apollontempel in Side

C. C. BUCHNER VERLAG · BAMBERG





Polis Europa:

Latein und Griechisch

verbinden

BUNDESKONGRESS
DES DEUTSCHEN
ALTPHILOLOGEN
VERBANDES

2018



03.–07. April 2018 | Universität des Saarlandes, Saarbrücken

Vom Scheitern des Ödipus.

Warum Sophokles' KÖNIG ÖDIPUS
nach Aristoteles gute Dichtung ist¹

– Von Christian Vogel –

I. Einleitung

„Die Aufgabe eines Dichters ist es, etwas so darzustellen, wie es gemäß Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit geschehen würde, d. h. was möglich ist.“²

Aristoteles

Können wir unter dieser Voraussetzung Sophokles' KÖNIG ÖDIPUS tatsächlich als gute Dichtung bezeichnen? Soll ausgerechnet jenes Drama, in dem wir erfahren, dass der Sohn, ohne es zu wissen, seinen eigenen Vater getötet und seine eigene Mutter geheiratet hat, eine Geschichte erzählen, die sich an den Merkmalen Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit orientiert? Aristoteles selbst vertritt diese Ansicht und lobt Sophokles ausdrücklich für die Komposition dieser Tragödie, auch und vor allem unter Berücksichtigung genau dieses genannten Kriteriums.³ Was es mit diesem Kriterium auf sich hat und wie dessen Anwendung auf Sophokles' KÖNIG ÖDIPUS dabei hilft, die Tragödie zu verstehen, soll in diesem Text gezeigt werden. Drei Fragen werden dabei die Leitlinien für ein Verständnis liefern, das eine Alternative zu dem immer noch geläufigen Vorurteil, Ödipus sei seinem Schicksal vollständig ausgeliefert,⁴ zu bieten vermag: Erstens, worum geht es eigentlich im KÖNIG ÖDIPUS – und damit eng verbunden: worum geht es nicht? Zweitens, warum ist der KÖNIG ÖDIPUS überhaupt tragisch? Und schließlich *drittens*, was kann Ödipus selbst für das im Drama dargestellte Schicksal?

Der KÖNIG ÖDIPUS hat in den letzten Jahrhunderten bis in die Gegenwart hinein zahlreiche Kontroversen um Auslegungen, die genau diese Fragen tangieren, ausgelöst. Diese Kontroversen sollen

hier nicht aufgearbeitet und erneut diskutiert werden.⁵ Vielmehr soll der Fokus auf *eine* Lesart,

- 1 Dies ist ein Beitrag aus dem diesjährigen Literaturwissenschaftlichen Propädeutikum „Klassiker des Antiken Theaters“ der Klassischen Gräzistik an der Freien Universität. Weitere Informationen zu den jährlich stattfindenden Philosophischen und Literaturwissenschaftlichen Propädeutika unter <http://www.fu-berlin.de/graestistik>
- 2 Aristot. poet. 1451a37f.: τοῦτο ποιητοῦ ἔργον ἐστὶν [...] οἷα ἂν γένοιτο καὶ τὰ δυνατὰ κατὰ τὸ εἶκος ἢ τὸ ἀναγκαῖον. (Übers. der POETIK im Folgenden A. Schmitt, hier ohne die erklärenden Einschübe)
- 3 So verweist Aristoteles explizit mehrfach auf Sophokles' ÖDIPUS, wenn er Beispiele dafür nennt, wie sich zentrale Teile der Handlung aus dem Handlungsgefüge, gemäß dem Wahrscheinlichen, entwickeln lassen (vgl. Kap. 11; 16). Andererseits zeige der „Ödipus“ vorbildlich, dass „Ungereimtes“, also Geschehnisse, die die Handlungslogik verletzen, höchstens außerhalb der Bühnenhandlung bzw. außerhalb der Tragödie selbst vorkommen sollten (vgl. Kap. 15; 24).
- 4 In der Forschung wurde dieser hartnäckigen Deutung des KÖNIG ÖDIPUS als einer Schicksalstragödie bereits mehrfach widersprochen, vgl. exemplarisch Wolfgang Schadewaldt, Der „König Ödipus“ des Sophokles in neuer Deutung, in: ders., Hellas und Hesperien, Bd. I, Zürich / Stuttgart, 1960, S. 466–476, hier S. 466f.; Arbogast Schmitt, Menschliches Fehlen und tragisches Scheitern, RMPh, 133, 1/1988, S. 8–30 oder Hellmut Flashar, Sophokles. Dichter im demokratischen Athen, München 2000, S. 108–118.
- 5 Einer der jüngsten ausführlichen Beiträge zu dieser Diskussion, der auch einen Überblick über die Interpretationsgeschichte gibt, stammt von Ingo Werner Gerhartz: Tragische Schuld. Philosophische Perspektiven zur Schuldfrage in der griechischen Tragödie, Freiburg/ München 2016.

nämlich die Lesart, die sich aus der Aristotelischen Dichtungstheorie ergibt, gelegt werden. Dieses Vorgehen bringt einige Vorteile mit sich. *Einerseits* können zentrale Aspekte der Aristotelischen Dichtungstheorie, und damit einer der bis heute wirkmächtigsten Lehren zur Dichtkunst überhaupt, eingeführt oder wieder ins Gedächtnis gerufen werden. *Andererseits* wird eine Lesart präsentiert, die zugegebenermaßen zwar auch eine nachträgliche Interpretation einer späteren Generation zum Wesenskern der Tragödien darstellt, aber immerhin doch diejenige der uns bekannten expliziten Tragödientheorien ist, die mit die größte Nähe zu den Tragödien des fünften Jahrhunderts hat.⁶ Denn wenn wir bedenken, dass mehr als 1200 Tragödien im fünften Jahrhundert aufgeführt wurden und nur knapp über 30 davon die verschiedenen Selektionsprozesse der Überlieferungsgeschichte überlebt haben, können wir davon ausgehen, dass Aristoteles im vierten Jahrhundert vor dem Hintergrund einer gegenüber den jüngeren Deutungen ungleich umfangreicheren Verfügbarkeit seine Theorie über das Wesen der Tragödie und seine Einschätzungen über die Qualität einzelner Tragödien verfasste. *Schließlich* macht die Aristotelische Lesart auf Aspekte der Dichtungskomposition aufmerksam, die untergehen, wenn der Fokus bei der Rezeption der Tragödien, wie es noch immer allzu oft geschieht, auf ein abstrakt-allgemeines Verhältnis zwischen dem Menschen und seiner Freiheit auf der einer Seite und den Göttern, der Notwendigkeit oder dem Schicksal auf der an-

deren Seite gelegt wird.⁷ Natürlich spiegeln sich die Einstellungen der Dichter zu diesen Themen auch in den Tragödien wider. Doch die eigentümliche Qualität einer guten Tragödie, so die These, liegt nicht in der Themensetzung begründet, sondern in der Art, wie der Dichter seine Figuren für den Zuschauer nachvollziehbar mit Blick auf eine Handlungseinheit agieren lässt. Durch diese Verschiebung der Aufmerksamkeit darauf, wie die Handlung mit den Charakteren verwoben ist, wird in der Rezeption – nicht nur des KÖNIG ÖDIPUS, sondern auch anderer griechischer Dramen – eine tiefere Durchdringung der Komposition der einzelnen Tragödie und damit auch eine größere Freude an der Dichtkunst ermöglicht. Daher sollen nun zunächst zentrale Aspekte der Aristotelischen Dichtungstheorie herausgestellt und anschließend mit dieser Perspektive der Text des Sophokles gedeutet werden.

II. Zentrale Aspekte der Aristotelischen Dichtungstheorie

Handlungen und Handlung

Bereits Aristoteles' allgemeine Definition zum Wesen von Dichtung ist für die erste der drei oben gestellten Fragen zum KÖNIG ÖDIPUS von Relevanz. „Gegenstand dichterischer Nachahmung,“ so Aristoteles, „sind handelnde Menschen.“⁸ Nicht Gesellschaftskritik, nicht Politikkommentierung, nicht Metaphysik und auch nicht die Lehre vom Wesen des Menschen wären demnach das primäre Darstellungsziel von Dichtung, sondern schlicht die Darstellung von Menschen, die handeln; das heißt von Menschen, die Entscheidungen treffen, und das heißt auch: nicht von Menschen, die ausschließlich als Getriebene, Gestoßene, Gefallene oder als rein passive Opfer eines agierenden Schicksals dargestellt werden. Diese Komposition einer einheitlichen Handlung aus einzelnen Handlungen nennt Aristoteles den *Mythos* einer Tragödie.⁹ *Mythos* meint in diesem

Kontext folglich nicht den Sagenstoff, sondern die konkrete Gesamthandlung (τῶν πραγμάτων σύνθεσις / σύστασις) des Dramas, deren Träger bestimmte handelnde Menschen sind: „Diese haben ihre bestimmte Beschaffenheit,“ so Aristoteles, „notwendigerweise von ihrem Charakter und ihrer Denkweise her [...] und es geschieht immer als Konsequenz aus deren <bestimmter Beschaffenheit>, dass jemand sein Handlungsziel erreicht oder verfehlt.“¹⁰

Aristoteles macht hier deutlich, dass das Gelingen oder Scheitern einer Handlung seine jeweilige Grundlage in dem Charakter und in der für die handelnde Person charakteristischen Denkweise hat. Das bedeutet jedoch nicht, dass Charakterstudien oder Darstellungen von Biographien einzelner (historischer oder mythischer) Persönlichkeiten zum Darstellungsziel einer Tragödie werden sollten. Im Fokus müsse die Handlung als ganze stehen. Ganz wiederum ist eine Handlung demnach dann, wenn sie – und das mag zunächst trivial klingen, diese Unterscheidung ist aber für die Betrachtung des KÖNIG ÖDIPUS besonders hilfreich – Anfang, Mitte und Ende hat. Der Anfang der Handlung wird gesetzt und muss sich nicht aus einer dem Drama innewohnenden Notwendigkeit ergeben. Die Mitte hingegen folgt aus einer inneren Notwendigkeit auf den Anfang und das Ende aus einer inneren Notwendigkeit auf die Mitte. Die am Anfang gesetzte, beginnende Handlung ist mit dem Ende abgeschlossen.¹¹ Doch wie stellt sich Aristoteles die „notwendige“, also handlungslogisch konsistente Verbindung zwischen den Teilen vor? Die Antwort wird deutlich, wenn man darauf achtet, wie er die Dichtung von der Geschichtsschreibung abgrenzt. Während die Geschichtsschreibung die Wiedergabe der geschichtlichen Wirklichkeit zur Aufgabe habe, sei es die Aufgabe des Dichters, und damit kommen wir auf das Eingangszitat zu sprechen, etwas so darzustellen, „wie es gemäß <innerer> Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit geschehen würde, d. h. was <als eine Handlung eines bestimmten Charakters> möglich ist.“¹² Und wei-

ter: „Ein Historiker und ein Dichter unterscheiden sich nicht darin, dass sie mit oder ohne Versmaß schreiben [...], der Unterschied liegt vielmehr darin, dass der eine darstellt, was *geschehen ist*, der andere dagegen, was *geschehen müsste*. Deshalb ist die Dichtung auch philosophischer und bedeutender als die Geschichtsschreibung. Die Dichtung nämlich stellt eher etwas Allgemeines, die Geschichtsschreibung etwas Einzelnes dar.“¹³

Wenn das Dargestellte zur geschichtlichen Wirklichkeit passt, habe also der Geschichtsschreiber seine Aufgabe erfüllt. Der Dichter hingegen müsse sich von dem Einzelnen, d. h. dem wirklichen Geschehen lösen und stattdessen auf das allgemeine Wesen bestimmter Charakterzüge und komplexer Charaktere achten und davon ausgehend überlegen, wie solche bestimmten Charaktere in bestimmten Situationen agieren könnten. Die Handlungsoptionen ergeben sich folglich aus dem allgemeinen Entfaltungspotenzial des Charakters, das der Dichter erkennen muss. Daher nennt Aristoteles die Tätigkeit des Dichters „philosophischer“ als die des auf die Einzelgegenstände bezogenen Geschichtsschreibers. Die geforderte Notwendigkeit und Wahrscheinlichkeit haben folglich nicht die geschichtliche Wirklichkeit, sondern den Charakter der handelnden Person zum Maßstab. Wenn die Aktionen und Reaktionen der Figuren auf der Bühne, also das Gesagte und Gehandelte zu ihrem Charakter passen, hätte der Dichter demnach seine Aufgabe gut erfüllt.

Gleichzeitig besteht die Herausforderung eines guten Dichters darin, den Charakter aus „den Aspekten <einer dramatischen Handlung>, aus denen erkennbar wird, welche Entscheidungen jemand zu treffen pflegt,“¹⁴ kenntlich zu machen.

6 Vgl. zu Aspekten einer Platonischen Dichtungstheorie Stefan Büttner, *Die Literaturtheorie bei Platon und ihre anthropologische Begründung*, Tübingen 2000; zur Bewertung der Tragödie im Besonderen S. 201f. sowie S. 253. Zur Wirkung der Tragödie schreibt außerdem bereits Gorgias in seinem ENKOMION ZUR HELENA, § 8f.

7 Zum philosophischen Hintergrund dieser wirkmächtigen Deutungstradition vgl. Schmitt, *Menschliches Fehlen und tragisches Scheitern*, S. 9–12.

8 Aristot. poet. 1448a1 (Kap. 2): μιμῶνται οἱ μιμούμενοι πράττοντας [...].

9 Vgl. Kap. 6 (1450a4–6).

10 1449b38–1450a4 (Kap. 6).

11 Vgl. Kap. 7.

12 1451a37f. (Kap. 9) Diesmal die Übersetzung inkl. der Interpretationshilfe in den Klammern von A. Schmitt.

13 1451b1–8 (Kap. 9).

14 1450b8f. (Kap. 6)

Ein meisterhafter Dichter vermag folglich das in einem bestimmten Charakter allgemein angelegte Potenzial so in einzelnen Handlungen zu entfalten, dass diese Handlungen einen konsistenten Charakter sichtbar machen und zugleich der zugrunde gelegte Charakter den Zusammenhang der einzelnen Handlungen und damit den Ablauf der Gesamthandlung notwendig oder wahrscheinlich macht.

Katharsis – Die Wirkung auf den Zuschauer

Dass der in einer Tragödie handelnde Charakter laut Aristoteles prinzipiell ein guter Charakter sein soll, hängt mit dem Ziel zusammen, das die Tragödie für Aristoteles ihrem Wesen nach bei den Zuschauern erreichen soll: „Durch Mitleid und Furcht bewirkt sie eine Reinigung eben dieser Gefühle.“¹⁵ Die Rezeptionsgeschichte dieses Satzes könnte ein ganzes Buch füllen, einerseits was die Übersetzung von ἔλεος und φόβος (als „Mitleid und Furcht“ oder als „Jammer und Schauer“), andererseits was das Verständnis des Genitivs τῶν τοιούτων παθημάτων im Verhältnis zu κάθαρσις – also ob hier eine Reinigung von den Gefühlen oder eine Reinigung der Gefühle erwartet wird – betrifft.¹⁶

Mit Blick auf die Aristotelische Theorie der Gefühle¹⁷ wird verständlich, dass und warum ἔλεος und φόβος für Aristoteles „rationale“¹⁸ bzw. „komplexe“¹⁹ Gefühle sind, die auf Grundlage seiner Philosophie kultiviert und nicht beseitigt werden sollten. Die rationale Komponente dieser Gefühle ergibt sich daraus, dass ihnen bestimmte Erkenntnisse vorausgehen, die für die Gefühlsbildung leitend sind. Im Fall der Furcht (φόβος) müsse die Erkenntnis einer bestimmten, konkreten, wirklichen Bedrohung vorausgehen.²⁰ Mitleid (ἔλεος) werde wiederum durch zwei Erkenntnisse erzeugt, nämlich einerseits durch Überzeugung, dass das Leid des anderen auch einen selbst bedrohen könnte, und andererseits durch die Überzeugung, dass das Leid den anderen in unverdientem Maße treffe.²¹ Arbogast Schmitt bringt in seinem großen POETIK-Kommentar den Zusammenhang zwischen der Bühnenhandlung und der Wirkung auf die Zuschauer präzise auf den Punkt: Der Zuschauer „sieht, was seine Helden wirklich fürchten sollten, und empfindet Mitleid mit dem Unglück, das sie wirklich trifft, nicht mit dem, das sie sich einbilden. Seine Furcht und sein Mitleid beziehen sich also auf das, was wirklich zum Scheitern einer Handlung führt. Die Tragödie verschafft ihm so nicht durch moralische Belehrung, sondern dadurch, dass er die Gründe des Scheiterns eines Handelns in konkretem Miterleben begreift, eine Steigerung der Erkenntnisqualität seiner Gefühle. Er empfindet Furcht und Mitleid, und das heißt auch, er empfindet die Gefühle, die ihn selbst vor dem Scheitern des Handelns bewahren, dort, wo es angemessen ist, in der Weise, wie es angemessen ist, usw.“²² Bei der geforderten Reinigung handelt es sich also nicht um eine „Reinigung von derartigen Erregungszuständen“²³, sondern um eine Kultivierung bzw. Reinigung der Gefühle. Denn durch das Miterleben des Scheiterns und das Verstehen der Gründe wird die Furcht auf die richtigen, nämlich wirklich bedrohenden Dinge gerichtet und das Mitleid in angemessener Weise durch ein Begreifen der Unvermeidlichkeit des Unheils hervorgerufen.

Wenn die Erzeugung von Mitleid zum Ziel der Tragödie gehört, dürfe, so Aristoteles, eine Tragödie auch nicht von charakterlich schlechten, sittlich verkommenen Menschen handeln, da der Zuschauer bei deren Scheitern kein Mitleid empfinden könne. Aber auch charakterlich tadellose, sittlich vollkommene Menschen sollten demnach in einer Tragödie nicht in ein Unglück geraten. Denn das Unglück würde solche Charaktere, die niemals falsche Urteile und Entscheidungen treffen, ausschließlich von außen, also ohne deren eigenes Zutun, treffen, was für den Zuschauer nicht mitleiderregend, sondern furchtbar und abscheulich sei.

Hamartia – Scheitern durch fehlerhaftes Handeln

„So bleibt also,“ schreibt Aristoteles weiter „ein Charakter, der zwischen diesen beiden liegt, übrig. Von dieser Art ist derjenige, der weder durch charakterliche Vollkommenheit und Gerechtigkeit herausragt, noch durch Schlechtigkeit und Bösartigkeit ins Unglück gerät, sondern wegen eines bestimmten Fehlers (δι' ἀμαρτίαν τινά) zu Fall kommt [...]“²⁴

Ein guter, aber nicht vollkommener Charakter ist jemand, der grundsätzlich gute Ziele und Absichten hat, aber unter bestimmten Umständen dazu neigt, seinen Blick zu sehr einzuengen, von dem, was ihm die Vernunft mit Blick auf seine grundsätzlich guten Ziele und Absichten rät, abkommt, damit das für ihn wahrhaft Gute nicht mehr beachtet und folglich scheitert. Diese Mitwirkung und Mitverantwortlichkeit am eigenen Scheitern ist für Aristoteles von entscheidender Bedeutung. Reine Schicksalstragödien sind für ihn keine guten Tragödien. Denn die Wirkung auf den Zuschauer ergibt sich daraus, dass dieser die eigentlich guten Ziele des „Helden“ kennt, er aber mitverfolgen muss, wie der „Held“ sich zwar aus verständlichen, aber nicht zwingenden Gründen immer weiter in sein Unglück verrennt. Der Zuschauer leidet mit, weil der „Held“ der Tra-

gödie ihm charakterlich nicht gänzlich unähnlich ist und nun Konsequenzen erleiden muss, die das verdiente Maß übersteigen. So fürchtet der Zuschauer die Fehlentscheidungen, die sich aus derartigen charakterlichen Fehlenden ergeben. Ein guter Tragödiencharakter müsste also so gezeichnet sein, dass er prinzipiell gut, seiner Rolle angemessen, dem Zuschauer einigermaßen ähnlich und in seinem eigenen Handeln konsistent ist.²⁵

Die Kunst bzw. das Können des Dichters liegt darin, die Charaktere und den Mythos so miteinander zu verbinden, dass ein kohärentes Handlungsgeflecht entsteht, das einen Anfang, eine Mitte und ein Ende hat. Wenn sich der Dichter hierbei an Themen aus dem überlieferten Sagenschatz²⁶ bedient, dann weiß auch Aristoteles, dass diese Geschichten nicht grundsätzlich verändert werden können. In der Umsetzung aber lassen die groben Gerüste dem Dichter dennoch genügend Möglichkeiten, durch Ausschmückung, Verfeinerung, Ergänzung kreativ tätig zu werden. So gehe es für einen Dichter darum, „beim Erfinden 'eines Stoffes' wie beim Gebrauch überlieferter Stoffe kunstgemäß vorzugehen,“²⁷ also zu zeigen, warum den Charakteren genau das geschieht, was in der Tragödie dargestellt wird. Nicht das „Dass“ des ohnehin zuvor bekannten Scheiterns oder der Inhalt eines bestimmten Sagenplots wären demnach Kerngeschäft des Dichters, sondern die Komposition der Handlung, durch die das „Warum“ des „Dass“ nachvollziehbar wird. Dieses „Warum“ sollte nun mindestens auch im Charakter zu finden sein, der sich wiederum in den Entscheidungen und Gesprächen, die die handelnden Personen vollziehen, offenbart.

15 1449b27f. (Kap. 6): δι' ἔλεου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν.

16 Vgl. hierzu z.B. Matthias Luserke (Hg.), Die Aristotelische Katharsis: Dokumente ihrer Deutung im 19. und 20. Jahrhundert, Hildesheim 1991 oder Arbogast Schmitt, Aristoteles. Poetik, Berlin 2008, S. 333–348 und S. 476–510.

17 Vgl. ausführlich hierzu Michael Krewet, Die Theorie der Gefühle bei Aristoteles, Heidelberg 2011.

18 Vgl. Arbogast Schmitt, Die Moderne und Platon, Stuttgart 2008, S. 364.

19 Vgl. <Krewet> Die Theorie der Gefühle bei Aristoteles, S. 319.

20 Vgl. Aristot. rhet. 1382a27–b34.

21 Vgl. Aristot. rhet. 1385b12–24.

22 Schmitt, Poetik, S. 341f., vgl. auch ausführlich hierzu ders., Platon und die Moderne, S. 361–371.

23 Vgl. die Übersetzung von Manfred Fuhrmann (Aristoteles. Poetik, Stuttgart 2008) und die entsprechende Begründung S. 161–166.

24 Aristot. poet. 1053a7–10 (Kap. 13).

25 Vgl. Aristot. poet. 1454a16–28 (Kap. 16)

26 Vgl. zur Behandlung des Ödipus-Stoffes außerhalb von Sophokles' König Ödipus Bernd Manuwald (Hg., Übers., Komm.), Berlin/Boston 2012 S. 7–15.

27 1453b26f. (Kap. 14)

Die Aristotelischen Wegweiser zu den Antworten

Stellen wir uns also die drei eingangs erwähnten Fragen erneut und fragen uns erstens, worum es im KÖNIG ÖDIPUS geht, so werden wir die Antwort suchen, indem wir Aristoteles' Anforderung ernst nehmen, dass eine Tragödie ein zusammenhängendes, einheitliches Handlungsgeflecht mit einem Anfang, einer Mitte und einem Ende ist. Für eine Antwort auf die Frage nach der Tragik des KÖNIG ÖDIPUS überlegen wir, inwiefern die Handlungskomposition zu Furcht und Mitleid anregen könnte. Und wenn wir schließlich nach Ödipus' eigenem Anteil für sein Scheitern fragen, denken wir daran, dass das Scheitern in einer guten Tragödie unter Mitwirkung eines Fehlers eines guten, aber nicht perfekten Charakters erfolgt.

III. Worum geht es im KÖNIG ÖDIPUS?

Worum es nicht geht: die Vorgeschichte

Viele Geschehnisse, die bisweilen der Handlung des Dramas zugerechnet werden, sind eigentlich Teil der Vorgeschichte: Das erste der drei für den KÖNIG ÖDIPUS relevanten Orakel richtet sich an den thebanischen König Laios und seine Frau Jokaste: Sie sollen kein Kind zeugen und wenn sie zuwiderhandeln, so die Prophezeiung, werde das Kind den Vater Laios töten und die Mutter Jokaste heiraten. Das Paar verstößt gegen die göttliche Weisung, bekommt einen Sohn und setzt ihn aus, um dem Fluch zu entgehen. Doch das Kind stirbt nicht, sondern wird an einen Hirten aus Korinth übergeben, der es dem kinderlosen Königspaar Polybos und Merope überreicht, die es aufnehmen, ihm aufgrund seiner geschwollenen Füße den Namen Ödipus geben und es wie ihr eigenes Kind aufziehen. Der Zuruf eines Betrunknen lässt den heranwachsenden Ödipus an seiner Abkunft zweifeln, er macht sich auf den Weg nach Delphi

und erkundigt sich nach seinen Eltern. Das Orakel schweigt zu dieser Frage und verkündet Ödipus stattdessen (*zweites Orakel*), dass er seinen eigenen Vater töten und seine Mutter heiraten wird. Damit sich diese Vorhersage nicht bewahrheiten kann, macht sich Ödipus nicht zurück auf den Weg nach Korinth, sondern wandert Richtung Theben. Auf dem Weg nach Theben erschlägt er Laios, seinen ihm unbekanntem Vater, und dessen Gefolge. Als er nach Theben kommt, wird die Stadt von der Sphinx belagert und bedroht. Ödipus vermag deren Rätsel zu lösen, befreit die Stadt von ihrem Fluch, heiratet Jokaste und wird König Thebens. Jahre später wird Theben von einer schlimmen Seuche befallen.

Diese Vorfälle sind Teil der außerhalb der Bühnenhandlung stattfindenden Verwicklung. Diese Handlungen und Ereignisse sind nicht das Darstellungsziel des Sophokleischen KÖNIG ÖDIPUS, also weder die mangelnde Frömmigkeit von Laios und Jokaste, noch die schreckliche Aussetzung des Säuglings, noch der Umgang mit den ersten beiden Orakeln, nicht einmal der Mord am Dreiweg, auch nicht der Fluch der Sphinx oder die meisterhafte Erlösung durch Ödipus und schließlich auch nicht das Leiden der Stadt durch die schlimme Seuche. Diese Geschehnisse bestimmen die Bühnenhandlung zwar entscheidend mit, stellen aber nicht die Handlungseinheit dar, deren Anfang auf der Bühne gesetzt wird und die davon ausgehend aus einer inneren Handlungslogik in das Ende der Bühnenhandlung mündet. Also worum geht es dann im KÖNIG ÖDIPUS des Sophokles?

Worum es geht: die Bühnenhandlung

Werfen wir zunächst einen groben Blick auf das Bühnengeschehen: Im *Prolog* tritt das Volk Thebens an seinen König heran, um ihn bei der Seuche um Hilfe zu bitten. Ödipus hat bereits eine erste Maßnahme getroffen und Kreon nach Delphi geschickt, der just in dem Moment zurückkehrt und das Rettung versprechende Orakel (*drittes Orakel*)

verkündet. Im *ersten Epeisodion* nimmt Ödipus die Ermittlung auf und spricht die Verfluchung des Täters aus. Den nicht kooperierenden Seher Teiresias verdächtigt er des Komplotts und verurteilt ihn. Im *zweiten Epeisodion* verdächtigt und verurteilt Ödipus auch seinen Schwager Kreon. Jokaste beschwichtigt und berichtet vom ersten Orakel, der Aussetzung ihres Kindes und von der Ermordung des Laios am Dreiweg. Ödipus erinnert sich an den Dreiweg und ahnt, dass er selbst der Mörder ist, den er verflucht hat. Er berichtet vom zweiten Orakel und seinen Totschlägen, die er ebenfalls an einem Dreiweg zwischen Theben und Delphi verübte. Im *dritten Epeisodion* verkündet ein Bote aus Korinth zunächst den Tod des korinthischen Königs Polybos und deckt anschließend in bester Absicht auf, dass Ödipus nicht der leibliche Sohn des korinthischen Königspaares ist. Im *vierten Epeisodion* stößt der thebanische Hirte dazu, der nicht nur damals das Kind des Laios aussetzen sollte, es aber dem Korinther übergab, sondern auch später der einzige überlebende Zeuge des Geschehens am Dreiweg war. Dieser Hirte offenbart gegen seinen Willen schließlich die ganze Wahrheit. Im *Exodos* nimmt dann das Unglück seinen Lauf: Jokaste erhängt sich, Ödipus sticht sich die Augen aus und versucht, sein Exil zu „organisieren“.

Wie können wir nun Anfang, Mitte und Ende der Handlung des Dramas zuordnen? Der Anfang ist gekennzeichnet durch Verweise auf die Position des Ödipus: Er steht in höchstem Ansehen und besitzt Macht. Das Volk tritt an seinen König heran, um durch ihn Hilfe zu ersuchen. Das Orakel, das einen Ausweg verspricht, wird verkündet. Das ist die *Ausgangssituation*, die die Bühnenhandlungen des Ödipus initiiert. Ödipus' Umgang mit dem Orakelspruch und die Suche nach dem Mörder bildet dann die *Mitte* des Dramas. Am *Ende* steht Ödipus geächtet und ohnmächtig da. Jokaste ist tot, Ödipus geblendet, der Mörder ist zwar identifiziert, aber die Stadt wähnt sich nicht glücklich und befreit, sondern vielmehr belastet und ist voller Vorwürfe gegenüber ihrem einsti-

gen Retter. Die Handlung ist damit abgeschlossen. Dieses Gerüst macht deutlich, dass es im KÖNIG ÖDIPUS des Sophokles offenbar um Ödipus' Versuch geht, dem dritten Orakelspruch gerecht zu werden und dadurch die Stadt ein zweites Mal zu retten.

IV. Das Handeln des Ödipus

Die anderen beiden Fragen, die nach der Tragik und die nach Ödipus' Mitverantwortung am Scheitern, können nicht unabhängig voneinander beantwortet werden. Denn die von Aristoteles geforderte Wirkung einer Tragödie auf die Zuschauer hängt davon ab, inwiefern der scheiternde Held für sein Schicksal mitverantwortlich ist. Dafür müssen wir den Blick auf die Mitte des Dramas, d. h. auf die Handlungen des Ödipus, nachdem ihm das Orakel verkündet wurde, werfen.

Hinweise auf den Charakter im Prolog

Doch zunächst sollen einige Hinweise zusammengeführt werden, die Sophokles bereits im Prolog auf den Charakter seines Ödipus' liefert, damit wir die geforderte (innere) Wahrscheinlichkeit der kommenden Handlungen angemessen beurteilen können. Gleich in seiner ersten Ansprache an die Hilfe ersuchende Gruppe aus dem Volk stellt er sich als „der ruhmreiche Ödipus“ (v. 8) vor, der sich seinem Volk gegenüber einerseits als mitfühlend (vv. 12f.) und andererseits als entschlossen (vv. 11f., 69–72) präsentiert. Er leide nicht nur mit, wie er schnell betont wird, sondern er leide sogar mehr als alle anderen Bewohner der Stadt (vv. 61ff.). Er verspricht nicht nur Bemühen, nein, er verpflichtet sich regelrecht selbst, alles zu tun, was der Gott ihm kundtun werde (vv. 76f.). Sein Ansehen beim Volk ist zu diesem Zeitpunkt makellos. Aufgrund seiner früheren Taten genießt er den Ruf, der Beste und Mächtigste unter den Menschen (vv. 31–34, 40, 45) und der tugendhafte Retter der Stadt zu sein (48–53).

Als Kreon nun aus Delphi zurückkehrt, gibt er zuerst eine Einschätzung zum Spruch des Gottes ab: Gutes sei ihm verkündet worden, nämlich die Aussicht auf Rettung und auf ein gutes Ende (vv. 87–88). Konkret laute die Botschaft: „Phoibos, der Herr, gebietet uns in seinem Glanz, den Frevel (μιάσμα), der dieser Erde entsprossen ist, aus diesem Lande zu verstoßen, damit er nicht ins Unheilbare wachse.“²⁸ Ob die nachfolgende Konkretion und Zuspitzung dieser Aufforderung auf eine mit Totschlag zu sühnende Vergeltung des Mörders an Laos bereits eine erste Deutung und Auslegung durch Kreon darstellt,²⁹ sei dahingestellt. Ödipus, der erstmalig von diesem Vorfall Kenntnis nimmt, fragt direkt nach und erfährt den gegenwärtigen Aufenthaltsort des Täters, nämlich Theben (vv. 110f.), und den ungefähren Tatort (zwischen Theben und Delphi; v. 115) und -zeitpunkt (kurz vor Ödipus' Eintreffen in Theben; vv. 103f.). Außerdem wird ihm von einem überlebenden Zeugen des Mordes berichtet, der behauptet habe, Räuber wären für die Tat verantwortlich (vv. 122f.). Darauf reagiert Ödipus auf zweierlei Weise. Zunächst äußert er direkt eine erste Vermutung darüber, dass es sich hierbei eigentlich nur um einen Auftragsmord handeln könne. (vv. 124f.) Außerdem tadelt er die Thebaner, warum sie damals nichts zur Klärung und Vergeltung unternommen hätten (vv. 126f., 255f.): „So werde ich es nun sein, der die Sache

aufs Neue, von ihrem Ursprung her, aufklärt“ (v. 132), und zwar für den Gott, für das Land und für sich selbst: „Ich bin bereit, alles zu tun“ (v. 145). Der Prolog präsentiert Ödipus als einen wohlwollenden, anpackenden, hilfsbereiten, guten und stolzen König, der bereit ist, sich für sein Volk wie ein Vater für seine Kinder höchstpersönlich einzusetzen. Trotz der schwierigen Umstände wird das Glück deutlich, das Ödipus genießt. Dieses besteht in seinem Ansehen bei den Menschen, welches er sich durch seine Taten, seinen Mut, seinen Verstand im Umgang mit der Sphinx verdient habe. Daraus generiert sich auch der Anspruch des Volkes, dass der König doch noch einmal helfen und sein Geschick von einst bestätigen möge. Auch wenn man dem Ödipus des Prologs nicht die besten Absichten absprechen kann, so finden sich darüber hinaus erste Hinweise auf charakterliche „Fehlendenzen“³⁰. Wir erinnern uns an Aristoteles' Beobachtung und Forderung, dass in den guten Tragödien gute, aber nicht vollkommene Charaktere vom Glück ins Unglück geraten sollten. Ödipus wird von Sophokles nicht unbedingt als bescheidener Charakter präsentiert. Er ist von sich überzeugt, stellt sich selbst als ruhmreich dar, weiß um seine außergewöhnliche Position und tendiert dazu, sich von den anderen abzuheben: „Ihr leidet? – Ich leide mehr!“, „Ihr habt nichts unternommen? – Ich drehe nun jeden Stein höchst persönlich um!“; „Ihr fleht um Hilfe? – Ich habe erste Maßnahmen längst eingeleitet – und zwar nicht nur für Euch, sondern auch in meinem eigenen Interesse!“ Ödipus legt schon hier auf die Betonung seiner Überlegenheit, Selbstständigkeit und Unabhängigkeit wert.³¹ Außerdem gibt Sophokles im Prolog auch gleich die erste Kostprobe von den problematischen Konsequenzen, die sich aus diesem starken, womöglich übertriebenen Selbstbewusstsein ergeben können. Denn wenn Kreon über den Zeugen spricht, der den Mordanschlag auf Laos und sein Gefolge überlebt hat, dann verlangt Ödipus nicht als erstes danach, diesen Zeugen sprechen, um wirklich, wie er sagt, die Sache von Anfang an

gründlich aufzuklären, sondern legt sich bereits auf eine erste Vermutung fest, nämlich auf die Vermutung, dass es sich bei diesem Fall nur um ein Komplott handeln könne.

Unbedachte Verfluchung

Dass Sophokles seinen Ödipus als jemanden erscheinen lässt, der von seiner eigenen Geisteskraft überzeugt ist und dadurch unvorsichtig und unbedacht agiert, zeigt auch der Beginn des ersten Epeisodions, wenn Ödipus behauptet, ihm fehle bislang jegliches Indiz (v. 221). Erinnern wir uns: Es gibt einen Zeugen, den er nicht einmal einzuladen und zu befragen gedenkt. Er weiß, dass der Mord geschah, unmittelbar bevor er in Theben eintraf; er weiß, dass der Mord auf dem Weg von Theben nach Delphi geschah; und er weiß natürlich, auch wenn es auf der Bühne noch nicht angesprochen wurde, dass er selbst unmittelbar vor seinem Eintreffen in Theben auf dem Weg von Delphi nach Theben einen hochrangigen Mann samt Gefolge tötete. Dass der Täter sich momentan in Theben befindet, ist ihm durch den Orakelspruch auch bekannt. Dies alles sind Indizien, die wenigstens zum Nachdenken und Zweifeln anregen könnten und müssten, wenn man wirklich vorhat, alles aufs Genaueste zu untersuchen. Zugegebenermaßen ist die berichtete Falschaussage des Zeugen, der von mehreren Räufern als Täter sprach, dabei hinderlich, unmittelbar die Verbindungen zwischen dem eigenen und dem zu vergeltenden Mord herzustellen. Deshalb ist Ödipus' Verhalten auch nicht völlig unwahrscheinlich. Doch der Einbezug der bekannten Indizien würde einen umsichtigeren Charakter mit Blick auf die kommenden Maßnahmen gewiss zu mehr Zurückhaltung und Nachdenklichkeit führen. Dass Ödipus behauptet, er hätte keine Indizien, zeigt, dass er bereits auf eine bestimmte Vermutung festgelegt ist, für die ihm tatsächlich die Indizien fehlen. Ödipus' erste Maßnahme ist noch besonnen. Er fordert die Thebaner auf, den Täter zu benen-

nen, verspricht Lohn und Dank. Selbst wenn sich der Täter selbst bezichtigen sollte, so würde ihm „nichts Unliebsames geschehen, er kann in Sicherheit das Land verlassen.“ (vv. 228–9) Doch die Besonnenheit endet in dem Moment, in dem Ödipus der Gedanke kommt, Täter oder Mitwisser würden seinem Befehl nicht nachkommen, sich nicht stellen und stattdessen schweigen. Dieser Gedanke scheint ihn derartig zu empören,³² dass er jegliche Besonnenheit verliert und vollkommen übereilt Mitwisser und Täter zu völliger Isolation verflucht (vv. 235–246): „diesen Mann verdamme ich in Grund und Boden: Er soll ein von allen geächtetes Leben fristen.“ (247f.) Dass Ödipus nicht ansatzweise seinen Mord mit dem zu vergeltenden Mord in Verbindung bringt, zeigt die als Eid zu verstehende explizite Übertragung des Fluchs auf sich selbst für den Fall, er selbst wisse, dass sich der Täter in seinem eigenen Haus befinde.

Verengung des Blicks

Auch der Chor beteuert seine Unschuld, empfiehlt aber doch die Befragung des blinden Sehers Teiresias, „dem als einzigem unter den Menschen die Wahrheit eingeboren ist.“ (vv. 298f.) Ödipus, der diese hohe Meinung von dem göttlichen Seher teilt (vv. 300f.), zeigt, dass er auf diesen Rat nicht angewiesen sei. Er habe längst nach dem Seher rufen lassen. Vor dem Gespräch beteuert er zwar noch einmal: „Ich prüfe alles, was man sagt.“ (v. 291), doch der Verlauf des Gesprächs zeigt deutlich, wie schnell sich Ödipus von einem Gedanken vereinnahmen und verleiten lässt. Denn nachdem Teiresias wiederholt zum Ausdruck bringt, dass er erstens sein Wissen zu dem Vorfall nicht preisgeben möchte, er zweitens sein Schweigen für das Beste für alle hält (vv. 320f.; 332) und er drittens das Denken der Beteiligten beeinträchtigt sieht

28 Übersetzung hier und im Folgenden von Jean Bollack (z. B. in *Sophokles – König Ödipus*. Griechisch/Deutsch, Text und Kommentar, übers. v. Jean Bollack, komm. v. Axel Schmitt, Berlin 2015.)

29 Vgl. hierzu auch die Anmerkungen von Axel Schmitt, *Sophokles – König Ödipus*, S. 270f.

30 Vgl. auch Schmitt, *Menschliches Fehlen und tragisches Scheitern*, S. 14.

31 Diese Charaktereigenschaft spiegelt sich bereits in Ödipus' vergangenem Versuch wider, dem zweiten Orakel zu entgehen, ebenso in den kommenden Herabwürdigungen des Sehers Teiresias im Speziellen (vv. 381ff.) und des Orakelwesens im Allgemeinen (vv. 964ff.), außerdem in den letzten Worten Kreons im Drama (v. 1523).

32 Vgl. ausführlich hierzu Schmitt, *Menschliches Fehlen und tragisches Scheitern*, S. 14f.

(v. 328), fängt Ödipus nicht etwa an zu zweifeln, nachzudenken und das Gesagte gründlich zu prüfen. Stattdessen wittert er unmittelbar Verrat (v. 331) und gerät über die Fokussierung auf diesen Gedanken in Zorn (vv. 334ff.), wodurch er seinen Blick weiter verengt und schließlich Teiresias der Täterschaft, mindestens aber der Mittäterschaft beschuldigt (345ff.). Teiresias selbst wiederum verliert aufgrund der Verspottung seiner Blindheit und der Bezeichnung des Verrats seine klare Linie und verkündet gegen seinen ursprünglichen Willen (v. 358, v. 412) die Wahrheit, nämlich dass Ödipus der gesuchte Mörder sei (353, 362), und deutet auch die weiteren Verstrickungen des Ödipus an, die diesem bereits durch das zweite Orakel bekannt vorkommen müssten. Wie reagiert Ödipus auf den Vorwurf, selbst der Mörder zu sein? Prüft er alles, was gesagt wird? Im Gegenteil, er hält an seinem Gedanken fest, den er schon gefasst hatte, als er das erste Mal von dem Mord an Laios erfuhr (124f.). Diesen Gedanken festigt er nun mit dem, was ihm plausibel erscheint: Es müsse sich um einen Auftragsmord handeln und Teiresias, der zunächst schwieg und dann Ödipus beschuldigte, müsse ein Teil dieses Komplotts sein. Doch wer könne der Urheber des Komplotts sein? Ödipus schließt unvermittelt und bedenkenlos auf Kreon (v. 378), der es auf den Thron abgesehen und den geldgierigen Seher für seine Pläne angeheuert haben müsse (vv. 385ff.). Teiresias serviert dem durch seine Fokussierung auf die Vermutung verblendeten Ödipus nun die ganze Wahrheit und fordert ihn explizit auf, in Ruhe über das Gesagte nachzudenken (vv. 460f.). Der Chor lässt sich zwar von Ödipus' Argumentation (vv. 390–400) gegen eine Überlegenheit des Sehers und für die Offenkundigkeit der bereits im Umgang mit der Sphinx erwiesenen Klugheit

überzeugen, zeigt aber auch deutlich an, dass dasjenige, worum es eigentlich geht, durch die zornige Rede aus dem Fokus gerät: „Was wir brauchen, ist nicht das; wir sollten bedenken, wie wir dem Orakel des Gottes am besten entsprechen können.“ (vv. 406f.) Sophokles signalisiert klar, dass Ödipus die beste Lösung des Orakels als Handlungsziel aus den Augen verloren hat. Nicht umsichtiges Abwägen und gründliches Durchdenken der Lage, sondern vorschnelle Schlüsse und Urteile scheinen für Ödipus handlungsleitend zu sein.

Starrsinniges Festhalten an der Verschwörungstheorie

Der nun auf das Allerschlimmste beschuldigte Kreon weist auf den Mangel dieses Verhaltens mehrfach hin: „Höre erst und urteile dann!“, fordert er von Ödipus, der von vornherein ausschließt, für dessen Argumente zugänglich zu sein (vv. 544–547). Ödipus hat sich festgelegt, obwohl er nur Wahrscheinlichkeiten folgt.³³ Kreon spiegelt diese Einstellung mehr oder weniger subtil: „Wenn ich mir eine Sache nicht erklären kann, so schweige ich lieber.“ (569) Für Ödipus gilt das offenkundig nicht. Denn obwohl klar wird, dass weder die Motivlage noch Kreons allgemein bekannter Charakter für solch eine Tatverwicklung sprechen, bleibt Ödipus bei seiner Verschwörungstheorie. „Beschuldige mich nicht aus eigener Entscheidung aufgrund von haltlosen Gedanken“, fordert Kreon. Selbst der Ödipus zugewandte Chor bescheinigt der Rede Kreons Glaubwürdigkeit und mahnt: „Denkt man zu rasch, vermeidet man nicht den Sturz“ (v. 616f.)³⁴. Ödipus distanziert sich offen von einem allumfassenden, klugen Durchdenken als Maßstab: „Ich denke an meine Sache.“ (vv. 626f.) Kreon wendet noch ein: „Und wäre es so, dass du einfach nichts begreifst?“ Worauf Ödipus in seiner trockenen Antwort seine Abkehr von der unbedingten Wahrheitssuche offenlegt: „Und doch musst du gehorchen!“ (v. 628)

In wenigen Versen ist aus dem wohlwollenden und entschlossenen Retter der Stadt ein verbohrteter Verteidiger seiner selbst geworden. Doch wurde dies nicht als ein Wandel eines guten in einen bösen Menschen inszeniert. Vielmehr lässt Sophokles in den Handlungen und Reden einen konsistenten Charakter zum Vorschein kommen, der einerseits viel von sich hält und nur das Beste im Sinn hat, andererseits aber dazu neigt, sich vorschnell auf ein mögliches, aber nicht notwendiges Urteil festzulegen, sich davon emotional mitreißen zu lassen und damit den alles prüfenden, umsichtigen Weitblick zu vernachlässigen. Auch wenn er vorgibt, alles prüfen zu wollen, so genügt ihm stets ein bloßes Anzeichen für sein Urteil. Der Zeugenbericht führt ihn zu einer ersten Vermutung, die für die allgemeine Verfluchung des Täters und die konkreten Beschuldigungen und Verurteilungen von Teiresias und Kreon handlungsleitend wird. Anzeichen wiederum, die seine Vermutungen ins Wanken bringen könnten, nimmt er entweder nicht wahr oder ordnet diese nicht angemessen ein. Fortan steht für den Helden nicht mehr die richtige Deutung und der richtige Umgang mit dem Orakel im Mittelpunkt, stattdessen dreht sich alles um Ödipus selbst. Dabei ist es nicht der Drang, die Wahrheit zu finden, sondern der Drang, der Wahrheit aus dem Weg zu gehen, der den Treibstoff für seine weiteren Maßnahmen liefert.³⁵

Der halbe Verdacht

Das zeigt sich auch, wenn Jokaste versucht, ihren Mann Ödipus zu beruhigen, indem sie die Unzuverlässigkeit göttlicher Vermittlung durch Menschen dadurch beweisen möchte, dass sie Ödipus von dem prophezeiten Mord an Laios durch das eigene Kind berichtet. Dieses Orakel, so Jokaste, hätte sich nicht erfüllt, denn der Mord geschah an einem Dreiweg durch eine Räuberbande, während das eigene Kind gleich nach der Geburt ausgesetzt worden sei (vv. 715f.). Ödipus ist hier weder über das unfrome, noch über das

unmenschliche Verhalten der Jokaste empört.³⁶ Er erfasst in der Rede nur den „Dreiweg“ und wird dadurch an seine eigene Tat erinnert: „Ich Armer! Mich selbst habe ich vorhin, wie es scheint, furchtbarer Verfluchung ausgesetzt, ohne es zu wissen!“ (vv. 744f.) Er berichtet nun von den Zweifeln über seine Abkunft, die der Zuruf eines Betrunkenen in ihm ausgelöst hätten. Er berichtet von seinem Gang zum Orakel nach Delphi, das ihm auf die Frage nach seinen Eltern explizit nicht antwortete, stattdessen ihm aber prophezeite, er würde seinen eigenen Vater erschlagen und seine Mutter heiraten. Er berichtet von seinem Entschluss, nicht wieder nach Hause, d. h. nach Korinth, zu gehen. Und er berichtet schließlich auch von dem Vorfall am Dreiweg, wo er offenkundig keineswegs aus Notwehr, sondern aus Zorn und wegen verletzten Stolzes den ihn vom Weg abbringenden Tross in „ungleicher Vergeltung“ (v. 810) tötete. Auch in diesem Rückblick gibt uns Sophokles Hinweise auf den konsistenten Charakter seines Ödipus, der auch hier dazu neigt, schnell zu urteilen und sich von diesen Urteilen emotional mitreißen zu lassen. Ein stolzer Königssohn lässt sich schließlich nicht einfach und ungestraft vom Weg abdrängen. Hätte er ebenso empört reagiert, wenn er in Betracht gezogen hätte, dass ihm gegenüber ein König samt Gefolge unterwegs war? Doch er fasst nur die ihm ungebührliche Behandlung vom Wagenlenker und von einem alten Herrn ins Auge, fokussiert auf das empfundene Unrecht, und verliert dadurch Weitblick im Denken und Maß im Handeln.

Auch im Fortgang der Bühnenhandlung vermag Ödipus es nicht, seinen Blick zu weiten. Es sind nun alle drei Orakel offen bekannt, dazu seine ei-

33 Vgl. hierzu auch Schmitt, *Menschliches Fehlen und tragisches Scheitern*, S. 15f.

34 Vgl. hierzu auch die Anmerkungen von Bernd Manuwald, *Sophokles-König Ödipus*, S. 155.

35 Vgl. Schmitt, *Menschliches Fehlen und tragisches Scheitern*, S. 20.

36 Rückblickend fällt die hier fehlende Empörung besonders auf. Denn in dem Moment, in dem klar wird, dass er selbst das ausgesetzte Kind war, fragt er ungläubig nach, wie es denn möglich sei, dass eine Mutter ihr eigenes Kind aussetzen könne (vgl. v. 1175).

genen Erfahrungen am Dreiweg, die Äußerungen des Sehers Teiresias und dazu die ihn durchbohrende Unsicherheit um die eigene Abkunft, die weiterhin anhält, wie seine Rückfrage im Streit mit Teiresias offenbart (v. 437). Doch was ihn bewegt, ist die Bedrohung, er könnte der Mörder – nicht seines Vaters, sondern – des Laios sein und sich selbst verflucht haben: „Falls dieser Fremde, von dem ich berichte, mit Laios irgendwie verwandt ist, wer ist dann unglückseliger als dieser Mann hier vor dir? Wird je ein Mensch den Göttern verhasster sein als der, dem es versagt ist, einen Fremden oder einen Bürger bei sich aufzunehmen, und der an keinen das Wort richten darf, sondern jenen aus dem Haus zu verstoßen hat? Und diesen Fluch hat kein anderer als ich selbst verhängt, der ich somit gegen mich selbst die Verwünschungen ausgesprochen habe“ (vv. 813–20) Er fokussiert die vordergründige Bedrohung, nicht die ganze, auf dem Tisch liegende Wahrheit seiner Abkunft und Verwicklungen. Dieser vordergründigen Bedrohung versucht er aus dem Weg zu gehen, indem er nun nach dem einzigen überlebenden Zeugen des Vorfalles am Dreiweg ruft. Dieser Zeuge interessierte ihn noch nicht, als es darum ging, den Auftrag des Orakels zu erfüllen. Nun aber möchte er sich selbst als Täter ausschließen und hofft, der Zeuge möge seine damalige Aussage, es seien mehrere Täter gewesen, bestätigen: „Denn einer ist nicht dasselbe wie viele“ (v. 845).

Die schwerfällige Erkenntnis der ganzen Wahrheit

Wenn anschließend der Bote aus Korinth den Tod des korinthischen Königs Polybos verkündet, so zeigt sich Ödipus zwar davon überzeugt, dass die Orakelsprüche ihre Geltung nun offenkundig verloren hätten. Immerhin sei sein Vater nun tot, ohne von ihm, dem Sohn, getötet worden zu sein. Und dennoch fürchtet er weiterhin das prophezeite „Bett der Mutter“ (v. 976). Das ist zwar un schlüssig gedacht, charakterlich aber konsequent gehandelt. Ödipus setzt nicht die Puzzleteile neu zusammen, sondern löst sich wieder einmal nur schwer von einem einmal gefällten Urteil, das seinen Blick einengt und seine Furcht lebendig hält. Als der Bote ihm auch noch diese Furcht nimmt, indem er ihm offenbart, nicht korinthischer Abstammung zu sein, besteht Ödipus gegen die Befürchtungen der Jokaste darauf, nun das Rätsel um seine Abkunft endlich zu lösen. Das Flehen der nun alles begreifenden Jokaste, die Sache ruhen zu lassen, verleitet ihn zu einem weiteren vorschnellen Urteil: „Sie schämt sich wohl, wie stolz die Frauen nun einmal sind, meiner gemeinen Geburt“ (1078f.).

So fügt nicht Ödipus, sondern der Thebaner Hirte, zugleich Zeuge des Mordes am Dreiweg als auch Zeuge der Aussetzung des Kindes, das letzte Puzzleteil hinzu. Das Unglück nimmt seinen Lauf. Jokaste erhängt sich und Ödipus sticht sich die Augen aus, was ihm trotz allen Leids vom Chor auch noch vorgeworfen wird.³⁷ Der einst mächtige und ruhmreiche Ödipus liegt nun ohnmächtig und verachtet am Boden. Der Charakter ist jedoch auch hier noch der gleiche. Kreon möchte besonnen und mit Hilfe des Gottes eine gute und richtige Entscheidung in dieser Situation treffen, doch Ödipus fordert rasches Handeln in seinem eigenen Sinne (v. 1444; v. 1517f.) und muss auch in dieser Lage noch einmal, in der Art eines resümierenden Blicks auf seine charakterliche Fehl tendenz, von Kreon zurechtgewiesen werden: „Höre jetzt auf, alles erzwingen zu wollen! Denn was Du erzwungen hast, ist in deinem Leben nicht bis ans Ende mit dir geliebt!“ (v. 1523).

37 Was auch keine glückliche Entscheidung war: „Wie ich sagen könnte, Du habest Dich richtig entschieden, das weiß ich nicht. Besser wäre es gewesen, überhaupt nicht mehr zu sein, denn als Blinder zu leben.“

V. Fazit

So zeigt sich das Tragische im KÖNIG ÖDIPUS gemäß der Aristotelischen Lesart daran, dass Ödipus stets in der Überzeugung, das Richtige zu tun, Entscheidungen trifft, die (für den Zuschauer offenkundig) für ihn und sein Vorhaben nachteilige Entscheidungen sind. Sophokles hat die Tragödie so komponiert, dass der Zuschauer durch seinen Wissensvorsprung die Diskrepanz zwischen den konkreten, vordergründigen, kurz-sichtigen Bedrohungen, die Ödipus' Handeln treiben, und der wirklichen Bedrohung, in die er sich durch seine aus voreiligen Schlüssen und Fehlurteilen hervorgehenden Entscheidungen begibt, erkennt und im Gegensatz zu Ödipus das Richtige fürchtet. Sophokles macht im Rahmen dieser Tragödie deutlich, dass Ödipus grundsätzlich Gutes im Sinn hat und doch wesentlich mitverantwortlich ist für den Ablauf der Handlungen. Gemessen an dem Charakter des Ödipus, der Ungewisses nicht als ungewiss anzuerkennen vermag, sich schnell festlegt, von seinen voreiligen Urteilen einnehmen lässt und entsprechend überhastet handelt, stellt Sophokles im KÖNIG ÖDIPUS tatsächlich dar, wie sich ein Potenzial (d. h. das Vermögen eines bestimmten Charakters) unter den

gegebenen Umständen gemäß Wahrscheinlichkeit entfaltet.

Nach diesem Maßstab ist es die Kunst eines guten Tragödiendichters, die Handlung eines Scheiterns so darzustellen, dass die (Fehl-)Entscheidungen des Charakters für das Publikum nachvollziehbar sind, indem sie auf erkennbaren, den Zuschauern nicht fremden charakterlichen (Fehl-)Tendenzen beruhen. Wenn dann die Konsequenzen aus diesen Handlungen, für die ein uns ähnlicher Charakter mitverantwortlich ist, unangemessen hart ausgestaltet werden, könne es gelingen, den Zuschauer derart mitfühlend und begreifend zu involvieren, dass ihn die Tragödie in angemessener Weise berührt und nachhaltig bewegt. Eine Anwendung dieser Aristotelischen Perspektive auf den KÖNIG ÖDIPUS des Sophokles führt zu den vielen Hinweisen in der Handlungskomposition des Sophokles, aus denen erkennbar wird, warum ausgerechnet der dort dargestellte Ödipus in dieses Unglück geraten konnte. Dann wird auch verständlich, warum diese Version einer so unwahrscheinlichen Geschichte doch derart wahrscheinlich ist, dass sie unter dem Kriterium der Handlungskonsistenz als herausragende Tragödie geadelt werden kann.³⁸

38 Es ist äußerst lohnend, unter dieser Perspektive auch die anderen griechischen Tragödien mit ihren komplexen Charakteren zu entdecken, wie Michael Krewet am Beispiel des PHILOKLETES hier (Schuld, Politik und Gesellschaft im Kontext der tragischen Dichtung des antiken Griechenlands, in: LGBB 61 (2017), S. 132–149) bereits überzeugend vorgeführt hat. Die späteren Tragödien der Römer, die teilweise dieselben Figuren ins Unglück geraten lassen, folgen dann schon anderen Philosophien. Eine Gegenüberstellung kann hier aber besonders aufschlussreich sein.

Aristoteles in Bagdad

– Von Alexander Lamprakis –

Eines Nachts erschien Abū l-‘Abbās ‘Abd Allāh al-Ma’mūn, dem siebten Kalifen aus dem Geschlecht der ‘Abbāsiden, im Schlaf ein glatzköpfiger Mann, mit rötlichem Gesicht, zusammengewachsenen Brauen und rotunterlaufenen Augen.

Mit dieser Begegnung beginnt die Anekdote, die der Bagdader Antiquar und wohl größter Büchernarr seiner Zeit, Muḥammad ibn an-Nadīm (gest. 980), in seinem monumentalen Katalog religiöser, historischer, schöngeistiger, juristischer, philosophischer und wissenschaftlicher Literatur, dem kitāb al-Fihrist, wiedergibt. Die Anekdote ist Teil einer Antwort auf die Frage, wie es dazu kam, dass sich die Bücher griechischer Philosophen, Mathematiker, Ärzte und Naturforscher im Reich des Islam so zahlreich vermehren konnten. Eine Tatsache, die den Einwohnern Bagdads im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung so merkwürdig wie selbstverständlich erschien, dass sich eine Vielzahl von Mythen und Geschichten um die griechisch-arabische „*translatio philosophiae et scientiae*“ rankten.

Seit nunmehr einigen Jahrzehnten stellt sich auch die universitäre Forschung die Frage, die bereits an-Nadīm und seine Zeitgenossen zu ihren aberwitzigen Anekdoten inspirierte: Wie war es möglich, dass große Teile der (bis dahin) abendländischen Kultur durch eine Zivilisation konserviert und weiterentwickelt wurde, die nicht erst seit Samuel Huntingtons

„*The Clash of Civilizations*“ (1996) als der europäischen Kultur geradezu entgegengesetzt wahrgenommen wird? Der vorliegende Text möchte einige Aspekte dieses folgenreichen Ereignisses beleuchten und durch Anekdoten, historische Berichte und die Ergebnisse gegenwärtiger Forschung einen Eindruck über die verschiedenen Agenten und Faktoren dieser unwahrscheinlichen Kulturleistung vermitteln.

Eine Schlüsselrolle im Prozess der Übertragung und Vermittlung antiker Wissenschaften spielt der eingangs erwähnte ‘Abbāsidenkalif al-Ma’mūn (gest. 833), dem eines Nachts dieser wunderliche und der Beschreibung nach zu schließen nicht besonders ansehnliche Mann erschienen sein soll. Wer war er? Obwohl der Kalif von dieser nächtlichen Erscheinung sehr erschrocken gewesen sein soll, fasste er doch den Mut, nach dem Namen des Mannes zu fragen. Dieser antwortete: „Ich bin Aristoteles“. Erleichtert stimmte der Kalif schließlich in ein philosophisches Zwiegespräch mit dem Philosophen ein. Dieser Traum des Kalifen war, so urteilt an-Nadīm, „einer der stärksten Gründe für die Veröffentlichung dieser Bücher“ (An-Nadīm 1988: 303f.).

Über die Historizität dieser Traumbegegnung lässt sich freilich streiten, jedoch offenbart sie interessante Einblicke in das kulturelle Milieu, in dem solche Anekdoten kursierten. Wie die Geschichte uns wissen lassen möchte, ist dem Kalifen der Name „Aristoteles“ durchaus ein Begriff und folglich lässt er auch nicht etwa die



Korrespondenz zwischen dem Kalifen al-Ma’mūn (rechts) und dem byzantinischen Kaiser Theophilos (links). Bilderhandschrift des Skylitzes (Madrid / 12. Jahrhundert)

königlichen Wachen holen, um den Eindringling aus seinem Schlafgemach entfernen zu lassen, sondern empfängt ihn mit einer Frage, und zwar mit der wohl grundlegendsten: „Was ist das Gute?“

An dieser halb scherzhaften Erzählung zeigt sich deutlich, dass jedem Wissenstransfer immer ein Zustand des Wissen-Wollens vorausgehen muss, ein Zustand des Fragens und Suchens nach Antworten. Eben diese Wissbegier wird dem Kalifen al-Ma’mūn in Nadīms Anekdote zugesprochen. Angeregt durch seinen nächtlichen Plausch, soll dieser am nächsten Morgen dem byzantinischen Kaiser mit der Bitte geschrieben haben, einige alte Handschriften des Philosophen nach Bagdad überführen zu dürfen, die (wie vielsagend hinzugefügt wird) in der oströmischen Hauptstadt verschlossen gehalten wurden. Als der Kaiser nach anfänglichem Zögern schließlich einwilligt, schickt al-Ma’mūn eine Riege seiner besten Männer nach Byzanz, um die besagten Schriften nach Bagdad bringen zu lassen. Aus der Anekdote erfahren wir auch die Namen dieser Männer: Es handelt sich um die Wissenschaftler und Übersetzer al-Ḥaḡḡāḡ ibn Maṭar (Übersetzer des *Almagest* und der *Ele-*

mente Euklids), Yahyā ibn Baṭrīq (Übersetzer der Schriften von Galen und Hippokrates) und Salmān, den Leiter des sagenumwobenen Bayt al-Ḥikma (Haus der Weisheit), der führenden Bildungsinstitution ihrer Zeit. Kam Aristoteles also durch einen diplomatischen Staatsakt nach Bagdad, wie es die Anekdote uns nahelegen möchte?

Die Antwort darauf muss klarerweise Nein lauten. Wie Dimitri Gutas in *Greek Thought, „Arabic Culture“* (1998) einschlägig gezeigt hat, verlief die sogenannte Übersetzungsbewegung aus dem Griechischen ins Arabische keineswegs ausschließlich top-to-down, sondern war ein gesellschaftlicher Prozess, der neben dem ‘abbāsiden Herrscherhaus die unterschiedlichsten sozialen, kulturellen und religiösen Agenten einschloss. Dieser Prozess, der im neunten Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichte, konnte zudem auf die bereits umfangreiche Übersetzungs- und Kommentartätigkeit syrischer Christen aufbauen, die neben den Schriften griechischer Kirchenväter auch Teile der logischen Schriften des Aristoteles (das sogenannte „*Organon*“) ins Syrische übersetzten, kommentierten und – nicht zuletzt – auch unterrichteten.

Aus den bibliographischen Angaben erfahren wir die Namen einiger Auftraggeber arabischer Übersetzungen. Unter ihnen befinden sich nicht nur Kalifen, sondern auch deren Familienmitglieder, Höflinge, Beamte und Militärs sowie Wissenschaftler und Gelehrte, die sich die teuren Übersetzungen leisten konnten. An-Nadīm zählt allein namentlich an die fünfzig Übersetzer griechischer Werke auf, unter ihnen mehrheitlich syrische Christen, aber auch Muslime und sogar Heiden. Ein Vergleich mit den namentlich genannten Übersetzern aus dem Persischen (sechzehn) und dem Indischen (drei) zeigt zudem, dass die große Mehrheit der Übersetzungstätigkeit Werken der griechischen Antike und Spätantike gewidmet war.

Welche Rolle aber spielte der in der Anekdote beschriebene Kalif al-Ma'mūn? In der Tat war er der bedeutendste, aber nicht der erste Herrscher der 'Abbāsiden, der den griechisch-arabischen Wissenstransfer protegierte. Die Entwicklung einer intellektuellen, an der griechischen Antike orientierten Elite geht bereits auf seinen Urgroßvater al-Manṣūr (gest. 775) zurück, über den der Historiker 'Alī ibn al-Ḥusayn al-Mas'ūdī (gest. 957) Folgendes zu berichten weiß:

Der erste unter den Arabern, der die Wissenschaften pflegte, war der zweite Kalif Abū Ġa'far al-Manṣūr. Er war – Gott habe ihn selig – mit den Wissenschaften und denen, die sie ausübten, eng verbunden. Er war bewandert im religiösen Wissen und war ein Vorreiter in der Einführung des philosophischen Wissens, insbesondere der Astrologie (Murūğ ad-ḏahab, §3446).

Demzufolge war es also gar nicht al-Ma'mūn, der Aristoteles nach Bagdad holte. Warum aber nennt die Anekdote an-Nadīm den Traum des Kalifen als Ausgangspunkt des griechisch-arabischen Wissenstransfers? Die Antwort

auf diese Frage findet sich (wie so oft) im Reich der politischen Interessen und nicht der historischen Fakten: Al-Ma'mūn übernahm das 'abbāsische Kalifat nach einer Zeit politischer Unruhe und Erbfolgestreitigkeiten, die mit der Ermordung seines Bruders al-Amīn endete, der in Bagdad bereits das Amt des Kalifen ausübte. Zugleich geriet das Kalifat durch seinen westlichen Rivalen, dem byzantinischen Kaiserreich, außenpolitisch und militärisch zunehmend unter Druck. Nach seinem Einzug in Bagdad im Jahr 819 sah sich al-Ma'mūn daher zu einer Kampagne gezwungen, die sich zweifelsohne als ‚Staatspropaganda‘ bezeichnen lässt. Kern dieser Kampagne war die Bekämpfung der inneren Widersacher seiner Herrschaft durch eine eingesetzte Inquisition (arabisch „*miḥna*“), begleitet von einer verschärften Polemik gegen das byzantinische Kaiserreich unter Michael Psellos und seinem Nachfolger Theophilos. Während es das Ziel der „*miḥna*“ war, die rationale Theologie und damit verbunden das Dogma der Geschaffenheit des Korans nach innen gegen die traditionell einflussreichen Theologen und Prediger durchzusetzen, verfolgte al-Ma'mūn mit der offensiven Protegierung der griechischen Wissenschaften nach außen die Absicht einer geschickten Diskreditierung des byzantinischen Kaiserreichs, indem er seinem Kalifat die Nachfolge der griechischen Antike auf die Fahnen schrieb:

The Byzantines were portrayed as deserving of Muslim attacks not only because they were infidels (...) but because they were also culturally benighted and inferior not only to Muslims but also to their own ancestors, the ancient Greeks. (...) The Byzantines turned their back on ancient science because of Christianity, while the Muslims had welcomed it because of Islam (Gutas 1988: 84f).

Mit dem Rationalismus der griechischen Antike konnte al-Ma'mūn zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Durch das Programm einer konsequent auf der Grundlage griechischer Logik und Wissenschaft entfalteten Staatstheologie konnte der Kalif die klerikalen Feinde im Inneren zurückdrängen (so etwa den Traditionalisten Aḥmad ibn Ḥanbal, den Begründer der ḥanbalitischen Rechtsschule) und so seine Macht neben der weltlichen auch durch theologische Autorität festigen. Zugleich war es ihm mit demselben Narrativ möglich, den Byzantinern den Rang im Bereich des kulturellen und wissenschaftlichen Fortschritts streitig zu machen und das 'abbāsische Kalifat als einzig legitimen Erben der griechischen Antike in Stellung zu bringen. Das Bewusstsein der Fortführung antiker Wissenspraktiken bei den Arabern führte so weit, dass der Bagdader Philosoph al-Kindī (gest. 873) Yunān, den Ahnherrn der Griechen, und Qaḥṭān, den Ahnherrn der Araber, zu zwei Brüdern machte (vgl. Murūğ ad-ḏahab §666), um der Aneignung griechischer Wissenschaften den Anschein einer bloßen Rückübersetzung ins Arabische zu verleihen. Al-Ma'mūn war demzufolge weniger Initiator als vielmehr Nutznießer der „*translatio philosophiae et scientiae*“, zu deren Erfolg er als Mäzen und Schutzherr der Philosophen freilich tatkräftig beitrug.

Einen anderen Akzent auf den griechisch-arabischen Wissenstransfer setzt eine zweite Erzählung, diesmal aus der Feder des Bagdader Philosophen al-Fārābī (gest. 950), die sich im Werk des Biographen und Historikers Ibn Abī Uṣaibi'a (gest. 1270) findet. Den Schauplatz dieser Anekdote bilden nun nicht mehr Byzanz und Bagdad, die beiden rivalisierenden Hauptstädte der Christenheit und des Islam, sondern die spätantike Metropole Alexandria, Sitz der von Ammonios Hermeiou (gest. 517) geprägten Neuplatonischen Schule, aus der bis ins siebte Jahrhundert eine Vielzahl an Abhand-

lungen und Kommentaren zum aristotelischen und platonischen Textcorpus hervorging.

Diese besagte Philosophenschule – so al-Fārābīs Bericht – geriet eines Tages in den Fokus der byzantinischen Bischöfe, die untersuchen wollten, welche ihrer Inhalte mit den Dogmen des Christentums vereinbar waren. Das Ergebnis lässt sich bereits ausmalen. Der philosophische Lehrplan wurde zensiert und der Unterricht stark eingeschränkt. „So blieb der öffentliche Unterricht“ – so al-Fārābī – „in diesem Umfang erhalten, den Rest studierte man im Geheimen, bis danach nach langer Zeit der Islam kam“ (übers. v. Strohmaier 1987: 382). Auch wenn es sich hierbei nicht wie bei an-Nadīm um eine halb scherzhafte Randanekdote handelt, sondern um einen sichtlich um Seriosität bemühten und mit Quellen angereicherten Bericht, lässt sich in beiden Versionen derselbe Tenor finden: Während die Christen ihre Denker zensieren, öffnet der Islam ihnen Tür und Tor und fürchtet weder die Philosophie noch die Wissenschaft.

Betrachtet man die historischen Fakten, lässt sich feststellen, dass sich manches an diesem Bericht auf wahre Begebenheiten zurückführen lässt (wenn auch vermischt mit viel Zweifelhaftem). Tatsächlich ließ der oströmische Kaiser Justinian im Jahr 529 die von Plutarch dem Älteren begründete pagane neuplatonische Philosophenschule in Athen (nicht Alexandria!) schließen. Ob der Kaiser an den paganen Athener Philosophen ein Exempel statuieren wollte, um seinem Ruf als kompromissloser Christianisierer Taten folgen zu lassen, oder ob es sich um das Resultat einer stadtinternen Fehde zwischen Christen und Heiden handelte, die im Namen des Kaisers geführt wurde, lässt sich nicht mehr mit Sicherheit rekonstruieren. Aus welchem Grund auch immer das Berufsverbot ausgesprochen wurde, es hatte weitreichende Folgen für die weite-

re Entwicklung der griechischen Philosophie. Die Schließung der Athener Schule, begleitet von entsprechenden finanziellen Repressalien, führte zu einem Exodus der sieben führenden Neuplatoniker, unter ihnen Berühmtheiten wie Simplicios, Damaskios und Isidoros. Als Exil wählten sie das mit Byzanz verfeindete sassanidische Perserreich unter König Chosrau I, dessen Schwärmerei für die Philosophie ihnen zu Ohren gekommen sein musste. Der byzantinische Historiker und Zeitgenosse Agathias berichtet über den Auszug der sieben Weisen aus Athen, dass „die Blüte der Philosophen unserer Zeit zu dem Schluss kam, dass – da die offizielle Religion des römischen Reiches nicht nach ihrem Geschmack war – der persische Staat um vieles besser sei“ (Hist. II 30,3). Auch eine Stelle aus Simplicios' Kommentar zu Epiktets „Handbüchlein der Moral“ scheint auf diese für die griechische Philosophie bittere Zeit anzuspielen: „In korrupten Staaten (...) kann man nicht den Herrschern schlecht regierter Menschen dienen und zugleich vertrauenswürdig und bescheiden bleiben. Da man es ablehnt, in unheilbaren Angelegenheiten Ratschläge zu geben, wird man, sofern es möglich ist, in ein anderes, besseres Land ziehen“ (In Ench. 32.186-191).

Das Exil am persischen Königshof währte jedoch nicht lange und bereits 531 konnten sich die emigrierten Philosophen nach einem enttäuschenden Aufenthalt erneut im oströmischen Reich niederlassen und, wie es bei Agathias heißt, „ihr Leben in Frieden zu Ende leben, ohne gezwungen zu sein, ihre traditionellen religiösen Ansichten ändern zu müssen oder eine Ansicht anzunehmen, die nicht mit ihrer eigenen übereinstimmte“ (Hist. II 30,3). Unklar ist jedoch, wo die Philosophen anschließend ihren Lebensabend verbrachten und ob sie ihre Lehrtätigkeit weiter ausführten. Nach Athen kehrten sie jedenfalls nicht mehr zurück. Al-Fārābī, der in der Erzählung

Abu Usaibi'as die Entwicklung in Athen und Alexandria zu einer Geschichte zusammenführte, berichtet Folgendes über das Schicksal der griechischen Philosophenschule, nachdem sie sich eine neue Bleibe suchen musste:

„Da wurde der Unterricht aus Alexandria nach Antiochia überführt und blieb dort eine lange Zeit, bis ein einziger Lehrer übrig blieb. Von ihm lernten zwei Männer und zogen fort, wobei sie die Bücher mitnahmen. Der eine von ihnen stammte aus Harrān und der andere aus Merw. Von dem aus Merw lernten zwei Männer, der eine war Ibrāhīm al-Marwazī, der andere war Yūḥannā ibn Ḥaylān. Von dem aus Harrān lernte Isrā'īl, der Bischof, und Quwairī. Sie begaben sich nach Bagdad und hier wurde Isrā'īl von der Religion in Anspruch genommen, während Quwairī mit dem Unterricht begann“ ('Uyūn al-anbā', übers. v. Strohmaier 1987: 382).

Wie das Zitat zeigt, führte das historisch belegte persische Exil der griechischen Philosophen und ihre anschließende Rückkehr in das oströmische Reich zur Annahme einer Kontinuität der Schultradition zwischen Athen (bzw. Alexandria) im frühen sechsten und Bagdad im späten achten und frühen neunten Jahrhundert. Die Neuplatonische Schule soll sich demnach in Antiochia angesiedelt haben, anschließend in Merw und Harrān (lat. Carrhae), das unweit von Antiochien entfernt lag. Von dort zog sie schließlich nach Bagdad, der Hauptstadt des 'abbāsīdischen Kalifats. Dieser Bericht al-Fārābīs (eines Schülers des erwähnten Yūḥannā ibn Ḥaylān), wird auch von weiteren Quellen gestützt. So erwähnt auch al-Mas'udi einen Ort in Harran, an dem sich pagane Philosophen trafen und an dem er folgenden Satz auf der Eingangstür in syrischer Sprache gelesen haben will: „Wer seine Natur erkennt, der wird zu Gott“ (Tardieu 1986: 13). Auf die Fra-



Johannes der Grammatiker vermittelt zwischen Theophilos (rechts) und al-Ma'mūn (links). Bilderhandschrift des Skylitzes (Madrid / 12. Jahrhundert)

ge, von wem dieser Satz stamme, erhielt er die Antwort, von keinem Geringeren als Platon.

Diese und weitere unabhängige Quellen führten in der Forschung zur Annahme, es habe tatsächlich einen Ableger der neuplatonischen Schule in Asia Minor gegeben, der vom frühen sechsten bis zum späten achten Jahrhundert (also knapp 200 Jahre) ein Bindeglied zwischen der griechischen und arabischen Philosophie darstellte. Strohmaier (1987), Gutas (1999), Luna (2001) und Watts (2005) haben jedoch gewichtige Einwände gegen diese These erhoben und sie zu großen Teilen in das Reich der Spekulation verbannt. Tatsächlich ist die Indizienlage auch mehr als dünn. Zu den Belegen einer Niederlassung der exilierten Philosophen in Harrān zählen lediglich eine Handvoll Passagen aus den Schriften des Simplicios, in denen er sich auf die in der Gegend um Harrān verbreiteten manichäischen Ansichten bezieht, einen spezifischen Kalender nennt, der ebenfalls in Harrān im Umlauf gewesen sein soll,

und in seinem Kommentar zu De caelo ein bestimmtes, von luftgefüllten Schläuchen getragenes Wasserfahrzeug beschreibt, das er bei seiner Flussfahrt auf dem Aboras (einem Seitenfluss des Tigris) beobachtet haben soll (vgl. Thiel 1999). Wie Luna (2001) gezeigt hat, lassen sich alle diese Indizien jedoch auch ohne einen Aufenthalt in Harrān plausibel erklären. Zudem ist es nicht unwahrscheinlich, dass sich die Philosophen schlicht zur Ruhe setzten (Damaskios war zu diesem Zeitpunkt bereits an die 70 Jahre alt) oder sich über verschiedene Gemeinden verstreuten:

There are many possible places to go and, philosophically, there was no need of a revived Academy. This makes it unlikely that the philosophers would have decided to re-establish the Athenian Neoplatonic School in Harrān (Watts 2005: 310).

Auch wenn sich die verlockende Erzählung einer ungebrochenen Schultradition von den hel-



Aristoteles beim Unterricht. Illustration aus dem Werk Muḥtār al-ḥikam wa-maḥāsīn al-kalim von al-Mubaššir (Istanbul / 18. Jahrhundert)

lenischen Städten Athen und Alexandria zur 'Abbāsidenhauptstadt Bagdad bei näherer Betrachtung und kritischer Prüfung der Quellen als unwahrscheinlich erweist, so enthalten die zitierten Quellentexte (ebenso wie die Anekdote über den Traum des Kalifen al-Ma'mūn) wichtige Einsichten in die Natur dieses Wissenstransfers: Wie gezeigt, kam es mit der allmählichen Verbreitung des Christentums verstärkt zu philosophiefindlichen Polemiken und Übergriffen, die in Athen im Jahr 529 zur endgültigen Schließung der neuplatonischen Schule unter Damaskios führte. In Alexandria zeigte die anti-pagane Stimmung eine ähnliche Wirkung, auch wenn (oder gerade weil) dort die christliche und pagane Bevölkerung im Gegensatz zu Athen traditionell stärker durchmischt war. Zwar konnte die Schule von Alexandria durch eine kluge Bündnispolitik und einige Zugeständnisse gegenüber der christli-

chen Mehrheit, wie etwa die Einwilligung des Schuloberhaupts Ammonios, von orphischen, chaldäischen und theurgischen Lehrinhalten abzusehen, die Schule vor einer endgültigen Schließung bewahren, doch blieb das philosophische Leben stets vom dunklen Schatten eines möglichen Gewaltausbruchs oder Berufsverbots bedroht (vgl. Watts 2006: 220ff.). Demgegenüber genossen die Philosophen des 'abbāsiden Kalifats – wie es uns die zitierten Quellen nahelegen wollen – die komfortable Situation des politischen Schutzes und finanziellen Wohlstandes.

Wie kam Aristoteles also nach Bagdad? Auf Umwegen, das ist sicher. Wie gezeigt wurde, ist es so gut wie ausgeschlossen, dass es ein bestimmtes Ereignis gab, das die Schriften des Aristoteles nach Bagdad führte, wie etwa die von an-Nadīm beschriebene Korrespondenz

zwischen dem Bagdader Kalifen und dem Kaiser von Byzanz. Ebenso unwahrscheinlich ist eine ununterbrochene Überlieferungskette der griechischen Philosophie bis ins arabische Mittelalter, wie es Abī Uṣaibī'a durch den Bericht al-Fārābīs weismachen möchte. Zugleich bergen die genannten Zeugnisse (seien es Anekdoten oder historiographische Berichte) Spuren bedeutsamer Ereignisse und Faktoren, die den griechisch-arabischen Wissenstransfer über die Jahrhunderte bestimmt haben. Sie zeigen, dass es sich um einen gesellschaftlichen Prozess handelte, der ebenso von politischen Entscheidungen des byzantinischen Kaiserreiches und des 'abbāsiden Kalifats geprägt war wie von den theologischen und philosophischen Interessen verschiedener Bevölkerungs-

schichten, an dem sich der Umfang und das Angebot der spätantiken Bildung stets orientierte. Bei aller Ungewissheit ist aber doch eines sicher: Der griechisch-arabische Wissenstransfer stellt eine der bedeutendsten Leistungen und herausragendsten Ereignisse sowohl der morgenländischen als auch der abendländischen Kulturgeschichte dar, das über politische, sprachliche, konfessionelle sowie kulturelle und soziale Grenzen hinweg die Liebe zur Weisheit verbreitete und damit ein geistiges Fundament geschaffen hat, das bis heute die geteilte Grundlage aller an diesem Transfer beteiligten Kulturen und Religionen bildet. Wie auch immer Aristoteles nach Bagdad kam, er war dort ebenso zu Hause wie in Athen und Alexandria.

Literaturverzeichnis

Zitierte Primärtexte:

Abī Uṣaibī'a, 'Uyūn al-anbā' fi ṭabaqāt al-aṭibbā': Die Klassen der Ärzte, hrsg. v. August Müller, Königsberg: Selbstverlag 1884.

Agathias, *Historiae: Ἀγαθίου σχολαστικοῦ Περί τῆς Ἰουστινιανοῦ βασιλείας βιβλίον πέντε*, Venedig 1729. (Englische Übersetzung in: Agathias: *Historiarum (The Histories)*. Übersetzt von Joseph D. Frendo, Berlin 1975 (Corpus Fontium Historiae Byzantinae Series Berolinensis Bd. 2)).

An-Nadīm, al-Fihrist: *Kitāb al-Fihrist li-'n-Nadīm*. Taḥqīq Riḍā Taḡaddud Ibn 'Alī ibn Zain al-'Abidīn al-Ḥā'irī al-Māzandarānī, Bairūt: Dār al-Masīra, 1988.

Mas'ūdī, 'Alī b. al-Ḥusain, *Murūğ aḍ-ḡahab: Les Prairies d'Or*, hrsg. v. C. Pellat (ed.). Publications de l'Université Libanaise (7. Vols), Beirut 1965-79.

Simplikios, In *Enchiridion Epicteti: Simplicius' Commentaire sur le Manuel d'Épictète*. Introduction et édition critique du texte grec, hrsg. v. Ilsetraut Hador. *Philosophia antiqua* 66. Brill: Academic Publishers, 1996.

Zitierte Sekundärliteratur:

Gutas, Dimitri (1998): *Greek Thought, Arabic Culture. The Graeco-Arabic Translation Movement in Baghdad and Early 'Abbasid Society (2nd-4th/5th-10th centuries)*. London: Routledge.

Gutas, Dimitri & Biesterfeldt, Hans Hinrich (1999): „The «Alexandria to Baghdad» Complex of Narratives. A Contribution to the Study of Philosophical and Medical Historiography Among the Arabs“, in: *Documenti E Studi Sulla Tradizione Filosofica Medievale* (10), S. 155–193.

Huntington, Samuel (1996): *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*. New York: Simon & Schuster. (deutsch: *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*. München: Goldmann.).

Luna, Concetta (2001): „Rezension zu Rainer Thiel (1999): *Simplikios und das Ende der Neuplatonischen Schule*“, in: *Mnemosyne* (54), S. 482–504.

Strohmaier, Gotthard (1987): „Von Alexandrien nach Bagdad. Eine fiktive Schultradition“, in: *Aristoteles. Werk und Wirkung II. Kommentierung / Überlieferung / Nachlegen*, hrsg. v. J. Wiesner. Berlin / New York: De Gruyter, S. 380–389.

Tardieu, Michel (1986): „Sābiens coraniques et <Sābiens> de Harrān“, in: *Journal asiatique* (274), S. 1–44.

Thiel, Rainer (1999): *Simplikios und das Ende der Neuplatonischen Schule. Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse* (8). Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

Watts, Edward (2005): „Where to Live the Philosophical Life in the Sixth Century? Damascius, Simplicius, and the Return from Persia“, in: *Greek, Roman, and Byzantine Studies* (45), S. 285–315.

Watts, Edward (2006): *City and School in Late Antique Athens and Alexandria*. Berkeley / Los Angeles / London: University of California Press.

Bundeswettbewerb Fremdsprachen 2018

Aufgabenbeispiele aus dem Solo-Wettbewerb Griechisch

– Von Josef Rabl –

Die schriftlichen Prüfungen zum Bundeswettbewerb Fremdsprachen fanden in allen Bundesländern am 25. Januar 2018 statt, die Anmeldung dazu musste online bis zum 6. Oktober 2017 erfolgt sein. Die Teilnehmer konnten aus dem folgenden Sprachenspektrum ihre Wettbewerbssprache wählen: Englisch, Französisch, Dänisch, Italienisch, Latein, Russisch, Spanisch, Altgriechisch. Der Wettbewerb, den es übrigens 1979 zum ersten Mal gab, richtet sich an Schülerinnen und Schüler der 8. bis 10. Klassen, „die gerne und gut mit Sprachen umgehen.“ Für die Teilnahme gab es in diesem Jahr eine wesentliche Änderung: Bis Mitte Januar war ein Video (in Latein und Altgriechisch von maximal drei Minuten) einzureichen zu einem der folgenden Themen:

- 1) Begib dich in die Rolle deines „Lieblingsgottes“ und überzeuge die Zuschauer deines Videos davon, dass du für die Menschen ganz besonders wichtig bist. Für dein Video sollst du dich über die von dir gewählte Gottheit gut informiert haben. Präsentiere dich auf dieser Grundlage als die Gottheit und überzeuge die Zuschauer von deiner besonderen Wichtigkeit für die Menschen. Du selbst musst nicht die ganze Zeit im Bild sein. Ein Teil deines Videos muss in griechischer Sprache sein. Lasse also deine Gottheit drei bis vier Sätze (ca. 25 Wörter) in Griechisch sprechen.
- 2) Begib dich in die Rolle eines Touristikmanagers einer antiken Stätte in Griechenland (z.B. Delphi,

Olympia, Akropolis etc.). Mit einem Videobeitrag möchtest du die Zuschauer davon überzeugen, dass gerade der Besuch deiner Stätte ein absolutes Muss ist. Für dein Video sollst du dich über deine Stätte gut informiert haben. Bringe auf dieser Grundlage den Zuschauern die Besonderheit deiner Lieblingsstätte nahe.

Du selbst musst nicht die ganze Zeit im Bild sein. Ein Teil deines Videos muss in griechischer Sprache sein. Lasse also deinen Touristikmanager drei bis vier Sätze (ca. 25 Wörter) in Griechisch sprechen.

In der Kategorie SOLO (d.h. eine Sprache steht im Mittelpunkt) für die Jahrgangsstufen 8–10 sowie SOLO Plus (gefordert sind vom Teilnehmer zwei Fremdsprachen, darunter kann Latein oder Altgriechisch sein) für die Jahrgangsstufen ab der 10. Klasse zählen nicht nur Grammatik- und Vokabelwissen, sondern auch Kenntnisse der Stilistik, Literatur, Geschichte und Kultur.

Weil das bekanntermaßen weite Felder sind, bekommen die potentiellen Teilnehmer lange vor dem Prüfungstag Tipps zur Vorbereitung. 2018 hieß das Thema „Kult, Orakel und Mysterium: Epidauros, Delphi und Eleusis“. Eine Reihe von Aufgaben würde sich auf dieses Thema beziehen. „Bereite dich gründlich auf das Thema vor, indem du dich über die genannten Orte und darüber, was dort geschehen ist, gut informierst. Auch die Mythen, die mit diesen Orten verbunden sind, solltest du kennen.“ Dazu gab es die Links zu den Wikipedia-Artikeln Epidauros, Delphi, Orakel von Delphi und Mysterien von Eleusis, den Hinweis

auf die Schulbibliothek und dass „deine Lehrerin oder dein Lehrer manchen Tipp geben“ könne. Zur Aufgabenpalette – neben dem schon erwähnten Video – gehört traditionell eine Übersetzung, eine Hörverstehensaufgabe, ein sieben Teilaufgaben umfassender Sachteil pragmata kai logoi sowie der Komplex Vom Wort zum Text, bestehend aus vier Teilen. Ich persönlich finde die einzelnen Aufgabenteile sehr reizvoll, herausfordernd und vielschichtig, sie repräsentieren sehr gut das breite Arbeitsspektrum in diesem Fach, sie sind allerdings auch anspruchsvoll mit der Tendenz zu einer leichten Überforderung; diese hohe Trennschärfe ist erwünscht und notwendig, handelt es sich doch um einen Wettbewerb für junge Leute, die in ihrem Fach etwas zu bieten haben – und immer wieder sind richtige Köhner darunter.

Nach dem Wettbewerbstag treffen sich die Landesjurys und ermitteln die Landessieger, die dann auf den Landespreisverleihungen von April bis Juni 2018 ausgezeichnet werden.

Die besten Teilnehmer aus ganz Deutschland werden vom 26. bis 29. September zum Finale nach Meißen eingeladen. Dort werden dann beim Sprachenturnier die Bundessieger ermittelt. Der Leiter des Bundeswettbewerbs Fremdsprachen, Bernhard Sicking und Roswitha Bertrand, verantwortlich für die Organisation, erlauben dankenswerterweise die Veröffentlichung der Aufgabenbögen 2018, aus denen ich exemplarisch einige Seiten ausgewählt habe. Ein besonderer Dank gilt den Kolleginnen und Kollegen, welche die einzelnen Aufgaben seit Jahren gestalten, für attraktive Formate sorgen und so das Fach Altgriechisch beim BWFS im Konzert der Schulfremdsprachen kompetent vertreten.

Die Lateinaufgaben folgen im nächsten Heft; alle Informationen zum Bundeswettbewerb Fremdsprachen bietet die umfangreiche Webseite <https://www.bundeswettbewerb-fremdsprachen.de>. Der Anmeldetermin für die nächste Runde liegt im Oktober 2018.

Impressum ISSN 0945-2257

Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg erscheint vierteljährlich und wird herausgegeben vom Vorstand des Landesverbandes Berlin und Brandenburg im Deutschen Altphilologenverband (DAV) www.davbb.de

1. Vorsitzender: **Prof. Dr. Stefan Kipf** Humboldt Universität zu Berlin
Didaktik Griechisch und Latein · Unter den Linden 6 · 10099 Berlin
stefan.kipf@staff.hu-berlin.de
 2. Vorsitzende: **StR Gerlinde Lutter** Tagore-Schule/Gymnasium, Berlin · g1lutter@aol.com
Andrea Weiner Alexander von Humboldt Gymnasium, Eberswalde
- Schriftleitung des
Mitteilungsblattes: **Maya Brandl**
StD Dr. Josef Rabl Kühler Weg 6a · 14055 Berlin · Josef.Rabl@t-online.de
- Kassenwartin: **StR Peggy Klausnitzer**
peggy.klausnitzer@t-online.de
- Beisitzer: **PD Dr. Nicola Hömke, StD Dr. Josef Rabl**
- Grafik / Layout: **Fabian Ehlers** Karlsruher Straße 12 · 10711 Berlin · fabian.ehlers@web.de

IMPRESSUM

Solo 2018

Altgriechisch *πράγματα και λόγοι (Sachteil)*

Name, Vorname: _____ Deine Schule: _____

(Bitte in Druckbuchstaben)

Bearbeitungszeit: 60 Minuten; Maximale Punktzahl: 25 Punkte

I. Das mysteriöse Kultquiz

Was weißt du über Delphi, Eleusis und Epidauros?

- Welche Göttin ist mit dem Kult von Eleusis eng verbunden?
 Aphaia Demeter Hestia
- Was bedeutet der Name der Stadt Eleusis wörtlich?
 Ankunft Unterwelt Reise
- Die Erdgöttin Gaia war die erste Herrin von Delphi. Sie ließ das Heiligtum von diesem Ungeheuer bewachen:
 Sauron Deinon Python
- Epidauros war eine bedeutende Stätte des Heilgottes Asklepios. Wie heißt dessen Vater?
 Cheiron Apollon Bellerophon
- Ein wichtiger Teil der Therapie war der Heilschlaf. Das Gebäude hierfür heißt:
 Abaton Katheudon Morphaion
- Delphi galt als Mittelpunkt der Welt. Dieser wurde mit einem Stein markiert, der so genannt wurde:
 Omphalos Mesos Kentron
- Dieser Schriftsteller war auch lange Zeit Orakelpriester in Delphi:
 Herodot Plutarch Hesiod
- Nicht mehr zu erkennen?! Was überreicht die Göttin (aus Frage 1) dem jungen Mann auf der Votivtafel oben?
 eine Schriftrolle eine Doppelflöte eine Getreideähre
- Welche der drei Damen ist **keine** Tochter des Asklepios?
 Panakeia Hygieia Soteria
- Nach der Einweihung in den Mysterienkult von Eleusis war es fortan streng verboten,
 an anderen Kulturen teilzunehmen. mit nicht Eingeweihten über die Inhalte des Kultes zu sprechen.
 eine nicht Eingeweihte / einen nicht Eingeweihten zu heiraten.



Bitte wenden!

Bild: © Andreas Weschke, Frankfurt am Main
Aufgabensteller: Andreas Weschke, Frankfurt am Main



III. Neugriechisch

Die Panathenäen – Παναθήναια

Im griechischen Original ist die Reihenfolge der Geschichte durcheinander geraten. Bringe sie mithilfe der deutschen Übersetzung in Ordnung. Setze die richtige Satznummer in die Klammern.

- Die Einwohner Athens organisierten ein glänzendes Fest für die Göttin Athene, die Panathenäen, welches sie in die großen und die kleinen aufteilten.
- Die kleinen Panathenäen feierten sie jährlich, die großen alle vier Jahre.
- Während der großen Panathenäen fanden auch verschiedene Sport-, Musik-, Tanz- und Theaterwettkämpfe statt.
- Die Einwohner bildeten einen Festzug, um der Göttin Athene den heiligen Peplos (ein Gewand) zu übergeben.
- Und sie opferten danach Tiere auf dem Altar. Nach dem Opfer teilten sie die Fleischstücke auf die Festteilnehmer auf.



Και μετά θυσίαζαν τα ζώα στον βωμό της. Μετά τη θυσία, τα κρέατα διανέμονταν στους πανηγυριστές. []

Στα μεγάλα Παναθήναια γίνονταν και διάφοροι αγώνες αθλητικοί, μουσικοί, χορού και θεατρικοί. []

Οι κάτοικοι της Αθήνας οργάνωναν μια λαμπρή γιορτή της θεάς Αθηνάς, τα Παναθήναια, που χωρίζονταν στα μικρά και μεγάλα. []

Οι κάτοικοι σχημάτιζαν μεγάλη πομπή για να παραδώσουν στη θεά Αθηνά το ιερό πέπλο. []

Τα μικρά Παναθήναια γιορτάζονταν κάθε χρόνο, ενώ τα μεγάλα κάθε τέσσερα χρόνια. []

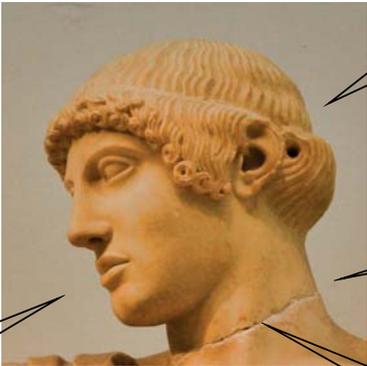
Bitte wenden!

Text: nach Αναστασία Δ. Μακρή „Ακρόπολη και δεά Αθηνά“, εκδόσεις ΑΓΚΥΡΑ, Τ.Κ. 2014, 11/12; **Bilder:** © Grit Díaz de Arce, Berlin

Aufgabenstellerin: Grit Díaz de Arce, Berlin

V. Orakelsprüche

Apoll verplappert sich offensichtlich auch mal!
 Von den zehn Orakelsprüchen unten sind fünf überliefert und fünf zum Teil frei erfunden.
 Streiche die erfundenen Sprüche mit einem großen Kreuz durch!



Fliht aus der Stadt und verteidigt euch mit hölzernen Mauern.

Du wirst deinen Vater töten und deine Schwester heiraten.

Gibst du der Aphrodite den Apfel, zeigt sie dir das Glück.

Verschanzet euch in der Stadt mit großen Mauern.

Wenn du den Halys überschreitest, wirst du ein großes Reich zerstören.

Duft von Schildkröte ward mir bewusst und Stücke von Lammfleisch.

Der, der nur einen Stiefel trägt, wird dir Verderben bringen.

Du wirst deinen Vater töten und deine Mutter heiraten.

Wenn Helios' Rosse den Zenit überschreiten, ist der Tod unausweichlich.

Kein Mensch ist weiser als Sokrates.

Bitte wenden!

Bild: © Andreas Weschke, Frankfurt am Main (Apoll, Giebel des Zeustempels von Olympia)
 Aufgabensteller: Andreas Weschke, Frankfurt am Main

Von der Jury auszufüllen
 Punkte: _____

Solo 2018

Altgriechisch Vom Wort zum Text

Name, Vorname: _____ Deine Schule: _____
 (Bitte in Druckbuchstaben)

Bearbeitungszeit: 30 Minuten Maximale Punktzahl: 25 Punkte

1. Sokrates erzählt in seiner Verteidigung, wie das Orakel von Delphi ihm einst zu schaffen gemacht habe, als dieses behauptet hatte, er sei der weiseste Mensch.

Einige Wörter des folgenden Textes sind nicht vollständig. Ergänze die Lücken.

- Χαιρεφῶν δ' ὁ ἐμὸς φίλος ποτὲ τὸν θεὸν τὸν ἐν Δελφοῖς ἐμαντεύσατο περὶ
- τῆς σοφίης. Τίς δ' ἐστὶ σοφώτερος Σωκράτους; Ἡ Πυθία οὖν ἐμαντεύσατο
- Οὐδείς σοφώτερος Σωκράτους ἐστίν. Ταῦτ' γὰρ ἐγὼ ἀκούσας ἐνεθυμούμην
- οὕτω· τί ποτε λέγεις ὁ θεός; ἐγὼ γὰρ δὴ οὔτε μέγα οὐδὲ μικρὸν
- σύνοιδα ἐμαυτῷ σοφός εἶναι. Τί οὖν ποτὲ λέγει φάσκων ἐμὲ σοφώτατον εἶναι;

Vokabelhilfen:

| | | |
|---------------------|----------------|---|
| Zeile 1 + 2: | μαντεύομαι | ich weissage <u>und</u> ich lasse mir Weissagen |
| Zeile 2: | σοφώτερος | Komparativ von σοφός |
| Zeile 2: | Σωκράτους | Genetiv von Σωκράτης |
| Zeile 3: | οὐδείς | keiner |
| Zeile 3: | ἐνεθυμέομαι | ich überlege |
| Zeile 5: | σύνοιδα ἐμαυτῷ | ich bin mir bewusst |
| Zeile 5: | σοφώτατος | Superlativ von σοφός |

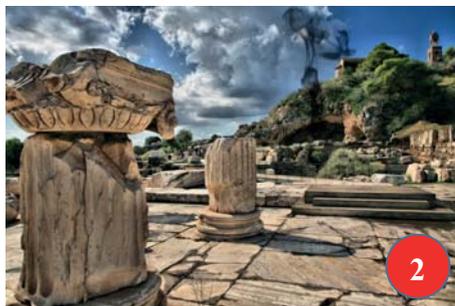
Bitte wenden!

Text: nach Platon *Apologia*
 Aufgabenstellerin: Grit Diaz de Arce, Berlin

3. Alle fünf Bilder nehmen in irgendeiner Form Bezug zu den Heiligtümern in Delphi, Eleusis oder Epidauros. Trage die Nummer des Bildes passend zu seiner Beschreibung in die Tabelle ein. Eine Beschreibung passt nicht.



1



2



3

| |
|---|
| οἱ πάλαι ἄνθρωποι ἐνόμισαν Ἐλευσίνοι εἰσοδόν εἰς τὸν Ἄϊδην εἶναι, ἣν οἱ Ῥωμαῖοι Πλουτωνίον ὠνομάζοντο. |
| Ἀπόλλων ὑπ' Ἔρωτος ἀναγκασθεὶς Δαφνὴν τὴν νύμφην ἐβιάζετο. διὸ ἡ κόρη ὑπὸ τοῦ πατρὸς ὡς αὐτὴν σώσοντος εἰς δένδρον μεταμορφόεται. |
| ἐνθάδε Ἐλευσίνοι ὁ τῶν Περσῶν βασιλεὺς ἐν θρόνῳ καθίζετο ὡς τὴν ἐν Σαλαμῖνι ναυμαχίαν καὶ τὴν τῶν Περσῶν νίκην θεασόμενος. |
| καὶ ἐν τῷ τῆς Ἐπιδαύρου θεάτρῳ οἱ ἄνθρωποι ὑγίειαν ὀρεγόμενοι ἐθεραπεύθησαν. οἱ γὰρ ἰατροὶ ἐνόμισαν τὰ τῶν τραγωδοποιῶν ἔργα τὰς ψυχὰς καθαίρειν. |
| αὕτη ἐστὶν τις τῶν πολλῶν ὀφέων, αἱ ἐν τῷ τοῦ Ἀσκληπίου ἱερῷ διάγονται. πολλοὶ ἄνθρωποι νομίζουσιν ταῦτα τὰ ζῶα τῆ ἰατρικῆ τέχνῃ συμφέρειν. |
| ἐν τοῖς Δελφοῖς οἱ Ἀθηναῖοι τοῦτον τὸν θησαυρὸν κατεσκεύασαν. ἐν αὐτῷ τὰ δῶρα τε καὶ τὰ χρήματα τῷ Ἀπόλλωνι παρέσχον. |



4



5

Bitte wenden!

Aufgabensteller: Andreas Weschke, Frankfurt am Main; Bilder: © Andreas Weschke, Frankfurt am Main

4. Vorsokratische Weisheiten

Die griechischen Naturphilosophen (Vorsokratiker) setzten sich außer mit Naturforschungen auch mit den Göttern und dem Verhältnis der Menschen zu ihnen auseinander.

Übertrage die Zahl des vorsokratischen Zitats in die jeweilige Spalte seiner deutschen Entsprechung.

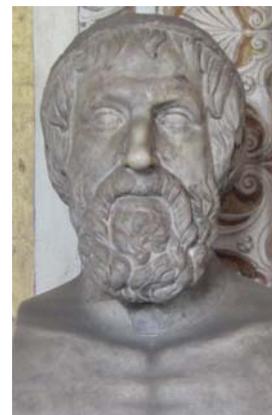
1 Περί θεῶν μηθὲν θαυμαστὸν ἀπίσκει, μηδὲ περὶ θείων δογμάτων.

2 Ὁ ἄναξ, οὐ τὸ μαντεῖόν ἐστι τὸ ἐν Δελφοῖς, οὔτε λέγει οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει.

3 Οὗτοι ἀπ' ἀρχῆς πάντα θεοὶ θνητοῖς ὑπέδειξαν, ἀλλὰ χρόνῳ ζητοῦντες ἐφευρίσκουσιν ἄμεινον.

4 Ὑγίειαν εὐχαῖς παρὰ θεῶν αἰτοῦνται ἄνθρωποι, τὴν δὲ ταύτης δύναμιν ἐν ἑαυτοῖς ἔχοντες οὐκ ἴσασιν.

5 Ταύρων δ' ἀκράτοις φόνους οὐ ἐδεύετο βωμός. Τῆς γὰρ Φιλίας πάντα κατεχούσης οὐδεὶς οὐδὲν ἐφόνευεν.



| |
|---|
| Der Fürst, dem das Orakel in Delphi gehört, erklärt weder, noch verbirgt er, sondern er deutet an. <i>Heraklit</i> |
| Gesundheit fordern die Menschen in Gebeten von den Göttern, sie wissen aber nicht, dass sie die Kraft darüber in sich selbst haben. <i>Demokrit</i> |
| Verweigere nicht den Glauben an irgendetwas Wunderbares über die Götter und über die göttlichen Dinge. <i>Pythagoras</i> |
| Nicht wurde der Altar mit unbeflecktem Blut von Stieren benetzt. Denn als die Liebe alles beherrschte, mordete niemand etwas. <i>Empedokles</i> |
| Nicht von Anfang an haben die Götter den Sterblichen alles verkündet, sondern sie finden suchend mit der Zeit das Bessere. <i>Xenophanes</i> |

Bild: © Grit Díaz de Arce, Berlin
Text: Fragmente der Vorsokratiker Diels / Kranz
Aufgabenstellerin: Grit Díaz de Arce, Berlin

„Zwei Segel erhellend die tiefblaue Bucht! / Zwei Segel sich schwellend zu ruhiger Flucht! / Wie eins in den Winden sich wölbt und bewegt, / wird auch das Empfinden des andern erregt. / Begehrt eins zu hasten, das andre geht schnell, / verlangt eins zu rasten, ruht auch sein Gesell.“ Das Liebesgedicht Conrad Ferdinand Meyers ist nicht „Sympathie“, sondern „Zwei Segel“ überschrieben; aber das Bild dieser beiden im Wechsel der Winde sich wölbenden, bewegenden, „empfindenden“ Segel ist aufs Schönste dazu ange-tan, die im Sprachgebrauch arg verblasste altgriechische „Sympathie“ wieder zum Leuchten zu bringen. Am Anfang steht hier das neuerdings in Misskredit gekommene leidenschaftliche „Pathos“. Ein Politiker, der sich im Wahlkampf zu hohem Pathos versteigt, erregt damit heute eher Antipathie als Sympathie. Das Misstrauen gegenüber den rhetorischen Künsten

Stichwort »Sympathie«

– Von Klaus Bartels –

hat alles Pathetische, das „echte“ wie das „falsche“ Pathos, in Mitleidenschaft gezogen, und mit all dem sind wir unversehens mitten in diese griechisch-lateinisch-deutsche Wortgeschichte hineingeraten.

Das griechische Verb *pás-chein* oder *pathein*, im Schulvokabular „leiden“, bedeutet allgemein „eine Einwirkung erfahren, erleiden“, das *páthos* bezeichnet allgemein eine solche „Einwirkung“, etwa einen Sinneseindruck, besonders ein „Erleiden“ und eine „Krankheit“ – daher die „Pathologie“ –, und schliesslich einen starken Affekt. Liebe und Hass, Zorn und Furcht verstand die Antike nicht als Regungen, die in uns aufkommen, sondern umgekehrt als Gewalten, die uns von außen überkommen.

Wie im Mythos der geflügelte Eros oder Amor mit seinen Pfeilen, so zeugt in der Sprache dieses griechische *páthos* von dem „Erleiden“ eines Affekts; das lateinische Fachwort „Affekt“ bezeichnet buchstäblich etwas derart uns „Angetanes“.

Neben dem griechischen *pás-chein* steht das sprachverwandte lateinische *pati*, „erleiden, erdulden“, das im „Patienten“ und in der „Patience“ fortlebt, neben dem griechischen *páthos* die lateinische *passio*, „Leiden, Leidenschaft“, die uns durch die „Passion“ oder die „Patience“ geläufig ist. So ist das alte Wort in drei Sprachen und dreierlei Bedeutung ins Deutsche gekommen: prägefrisch griechisch im „Pathos“ und in allem „Pathetischen“, lateinisch in der „Passion“ und dem „passionierten“ Patience-Spieler, und vollends in der Lehnübersetzung „Leidenschaft“ und der Verdoppelung eines „leidenschaftlichen“ Pathos. Auch die *sympátheia*, wortwörtlich das „Mit-Erleiden, Mit-Empfinden“, ist in dreierlei Gestalt zu uns gelangt: geradewegs als „Sympathie“ mit dem Gegenbegriff der „Antipathie“ und über eine spätlateinische *compassio* in den Lehnübersetzungen des „Mitleids“ und der „Mitleidenschaft“. Wo wir heute von psycho-somatischen Krankheitserscheinungen sprechen, spricht die antike Medizin von einer *sympátheia* der Art, dass Seele und Körper einander wechselseitig in „Mitleidenschaft“ ziehen. Und wo wir heute von Resonanz, wortwörtlich „Widerhall“, sprechen, spricht die antike Physik von einer *sympátheia* in dem Sinne, dass klingende Saiten oder Bronzen einander wechselseitig „mitschwingen, mitklingen“ lassen.

So verstanden, präsentiert sich die menschliche „Sympathie“, gewiss das sympathischste Mitglied dieser ganzen Wortfamilie, als eine seelische Gleichgestimmtheit, in der zwei Menschen wie jene in den wechselnden Winden bewegten, erregten Segel in schönem Einklang jeweils Mit-Liebe und Mit-Hass, Mit-Zorn und Mit-Furcht, Mit-Freude und Mit-Leiden empfinden. Was bedeutet dagegen selbst eine „volle Sympathie“ für diese oder jene Person oder Sache? Was ist dagegen, wie wir sagen, eine „sympathische Person“ oder eine „sympathische Geste“? In einem so saloppen wie präzisen Bild können wir heute erklären, zwei Menschen hätten „die gleiche Wellenlänge“. Da scheinen Antike und Gegenwart, die alten und die neuen Sprachen einander selbst in einer gleichgestimmten „Sympathie“ auf der gleichen Wellenlänge zu begegnen.

Eine peinlich verlorene Bundestagswahl für die Sozialdemokraten, ein schandbar schwaches Wahlergebnis für die Christsozialen, spektakulär geplatzte Sondierungsgespräche für eine Jamaika-Koalition – mit der jüngsten Wahl in Deutschland ist das „Debakel“ wieder einmal zum geläufigen Klage- und Jammerwort geworden. Aber keine Sorge: Weitab von einer das Leben „umstürzenden“, niederwerfenden „Katastrophe“ oder einem „Desaster“ unter einem Unheil verheissenden „Unstern“ deutet das „Debakel“ in der Unglücksskala der Sprache auf einen vergleichsweise harmlosen Schadensfall. Bei einem Debakel geht es nicht um Leben und Tod, nicht einmal um eine Gefährdung von Leib und Leben; da geht es allenfalls um die krachende Wahlniederlage einer grossen Volkspartei, um den finanziellen Ruin eines hoffnungsvollen Unternehmens oder um ein schmächtig hoch verlorenes Weltmeisterschaftsspiel.

Was ist ein „Debakel“? Die französischen Verben *bâcler* und *débâcler*, „verriegeln“ und „entriegeln“, schlagen die Brücke in die lateinische Muttersprache zurück, zu einem hölzernen *baculum*, „Stock, Stab“, das im klassischen Latein zumeist eine hilfreiche „Stütze“ oder „Krücke“ zum Stehen und Gehen bezeichnet, doch bei dem Architekten Vitruv in Augusteischer Zeit auch schon in der technischen Bedeutung eines Tür- oder Fenster-„Riegels“ begegnet. In dieser speziellen Bedeutung haben römische Schreiner und Schlosser das verlässlich zu erschliessende Missing Link eines spätlateinischen *baculare* bzw. *debaculare* ins Gallorömische eingeführt; seit dem späten 13. Jahrhundert erscheint im Altfranzösischen ein *bâcler*, seit dem frühen 15. Jahrhundert ein entsprechendes *débâcler* – da hat es die Sprache mit dem Wieder-Aufsperrn der im dunklen Mittelalter verriegelten Türen und Fenster offenbar nicht eilig gehabt.

Mit den Substantiven hat sich das Französische noch einige Jahrhunderte länger Zeit gelassen. Der Dictionnaire von Paul Robert datiert eine erste *bâcle* in der Bedeutung eines hölzernen oder

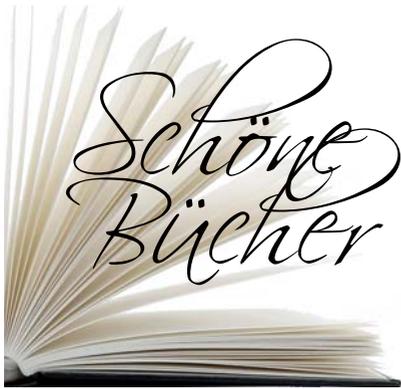
eisernen Tür- oder Fensterriegels auf das Jahr 1866, eine erste *débâcle* auf das Jahr 1690, und diese nun in grandioser bildhafter Bedeutung:

„*Rupture de la couche de glace*“, erklärt der „Petit Robert“ den neuen Wortgebrauch, „*dont les morceaux sont emportés par le courant*.“ Da hat der Fluss, verstehen wir, vor dem Wintereinbruch alle Fensterläden fest verriegelt und sich unter seiner Eisdecke in sein warmes Bett zurückgezogen, um dann in der Frühlingssonne die Riegel fröhlich wieder aufzuschieben oder vielmehr samt den Fensterläden gleich bachab zu schicken. In Faustens „Osterspaziergang“ vor dem Tor ist die heitere Szene zum klassischen Osterdebakel geworden: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche / durch des Frühlings holden, belebenden Blick ...“ Mit dem einen kühnen Sprung von den Tür- und Fensterriegeln zu den Eisdecken der Ströme und

Stichwort »Debakel«

– Von Klaus Bartels –

Bäche hat die Bilderlust der Sprache es nicht genug sein lassen. Von dem Aufbrechen der Eisdecke und dem Davonschwimmen der Eisschollen ist das bildkräftige Wort in der Folge auf allerlei weitere bruch- und rissgefährdete Szenarien übersprungen. Da malt zunächst ein farbiges Schlachtfeld-„Debakel“ das plötzliche Einbrechen einer Frontlinie und das wilde Davonstürmen der Verteidiger, da illustriert ein Wirtschafts-„Debakel“ das Einreissen einer allzu dünn gewordenen Finanzdecke und das Davonstieben der Investoren, da karikiert ein Wahl-„Debakel“ das krachende Durchreissen einer Glaubwürdigkeitsdecke und das stille Abschleichen der Protestwähler. Immerhin: Ein Debakel ist allemal nur ein Debakel, kein Desaster und erst recht keine Katastrophe, und die jüngsten Wahldebakel sind vielleicht noch vor dem nächsten Osterdebakel alle längst bachab geschwommen!



REZENSIONEN

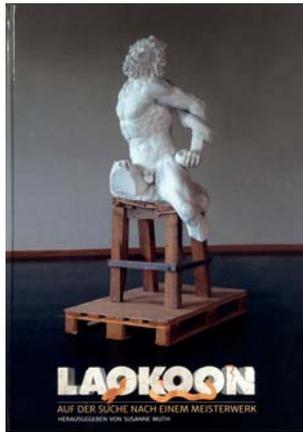
– Von Josef Rabl –

Wo soll man bei diesem 500-Seiten-Buch zu lesen anfangen? Vielleicht sollte man zuerst gar nicht lesen, sondern sich von der unendlichen Fülle von 770

Bildern inspirieren lassen, von historischen Reliefdarstellungen, digitalen Rekonstruktionen, Detaildarstellungen, Plänen, Übersichtskarten, Frontispizien, Wandgemälden, Buchmalereien, Bildern von Handschriften und Archivadokumenten, Kupferstichen, Münzen, Zeichnungen, Modellen, Bildnissen, Büsten, Nachbildungen, Architekturansichten – und immer wieder die Statuengruppe des Laokoon und seiner Söhne, aus den unterschiedlichsten Perspektiven, in der Totale und im Detail und im Vergleich.

Schon in den beiden Grußworten – von Sabine Kunst, der Präsidentin der HUB, und Johannes Helmrath, dem Sprecher des SFB Transformationen der Antike – findet man nur Superlative: die Stau des Laokoon und seiner Söhne zähle zu den berühmtesten antiken Kunstwerken der Welt. Die Berühmtheit sei so groß, dass das Bildwerk quasi zu einem Sinnbild für die antike Bildhauerkunst geworden sei. Das Funddatum, der 12. Februar

Laokoon. Auf der Suche nach einem Meisterwerk. Herausgegeben von Susanne Muth. Begleitbuch zu einer Ausstellung von Studierenden und Dozenten des Winckelmann-Instituts der Humboldt-Universität zu Berlin und des Sonderforschungsbereichs 644 Transformationen der Antike. **Verlag Marie Leidorf GmbH, Rahden/Westfalen 2017, 504 Seiten, ISBN-13: 978-3867570190, 39,80 €**



1506, gilt als Sternstunde der europäischen Kunst. Als einer der ersten eilte Michelangelo zum Fundort in der Nähe des Kolosseums. Papst Julius II. kaufte die Skulptur sofort, seither steht sie im Vatikan. Ihr Einfluss auf die Kunstproduktion war ungeheuer: „Das Wirkungspotenzial lag sowohl in der verschlungenen Szenerie des grausamen Geschehens als vor allem in der Affektivität des Schmerzes. Das ließ sich auf Darstellungen Christi am Kreuz übertragen. Die Laokoonmanie drang schnell und dauerhaft in die DNS der europäischen Kunst ein, von Michelangelo über El Greco bis Fritz Mauthner und zahlreiche andere. Zeichnungen und Kopien aller Art und Größe ... befeuerten den Wettstreit um die rechte Ergänzung, in der es implizit um mehr ging. Es war das erste Mal, dass man eine Statue ergänzte“ (S. 9). Nun ist der Laokoon in Berlin. Der „künftig die

Maßstäbe setzende Katalog“ dokumentiert die Ergebnisse intensiver Grundlagenforschung und „zeigt plastisch die Schichten und Phasen der Laokoondeutung qua Ergänzung und öffnet über die Transformationen, die Deutungen und Aneignungen bis in die Gegenwart dann auch einen wissenschaftlichen Zugang zum antiken Kunstwerk selbst. So werden grundsätzliche Fragen des antiken Entstehungskontexts, der Bildkonzeption, der Datierung und der Steinmetztechnik des Künstlertrios aus Rhodos neu diskutiert, die etwa die Bruchlinien der keineswegs, wie der von Plinius kolportierte Mythos wollte, aus einem Monolithen (ex uno lapide), sondern aus mindestens sieben Teilstücken zusammengefügt Statue genial kaschiert“ (9).

Susanne Muth, die Herausgeberin dieses Buches, konstatiert, dass die Wiederentdeckung des Laokoon 1506 im Renaissance-zeitlichen Rom und ihre Überführung in den Belvedere-Palast des Antike-begeisterten Papstes Julius II. – im wahrsten Sinn zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort – einen einzigartigen Prozess der Aneignung und Transformation auf den Weg gebracht hat.

„Wäre die Laokoongruppe zu einem anderen Zeitpunkt, unter einem anderen Papst und in einem anderen kulturellen Klima wiederentdeckt worden – ihre Geschichte wäre zweifellos anders und sicherlich weniger triumphal verlaufen“ (11).

Die Klassische Archäologie habe sich seit einigen Jahrzehnten demonstrativ von dem fokussierenden Blick auf die berühmten und zwischendurch als Meisterwerke anerkannten ‚Kunstwerke‘ verabschiedet – und einen offeneren, historisch angemesseneren Blick auf sämtliche überlieferten Objekte der materiellen Kultur der Antike gewählt, jenseits aller zu recht oder unrecht postulierten Bewertungen künstlerischer Qualität. Mit

dem Ausstellungstitel *Laokoon – Auf der Suche nach einem Meisterwerk* begeben man sich also auf eine problemorientierte Spurensuche. „Uns interessiert die Bewunderung des Laokoon nicht als akzeptiertes Phänomen, sondern vielmehr als historisch entstandener Prozess. Entsprechend wollen wir die Erfolgsgeschichte des als ‚Meisterwerk‘ verstandenen Laokoon vor allem als eine Problemgeschichte beleuchten. Was macht ein Bildwerk der Antike überhaupt zu einem solch gefeierten ‚Meisterwerk‘? Was sind die konstitutiven Faktoren innerhalb dieser Geschichte, die dem Laokoon einen solchen Rang als ‚Meisterwerk‘ zukommen ließen? Wie viel liegt in dem antiken Bildwerk wirklich begründet – und wo sind es von außen herangetragene Eigendynamiken, Zufälle, Missverständnisse? Wie viel Anteil an diesem Prozess hat überhaupt die Aneignung





und Transformation durch die jeweils rezipierende Gesellschaft, Epoche Kultur?“ (11). Ein Resümee des intensiven Forschungsprozesses zieht Susanne Muth schon im Vorwort: „Die komplexe Geschichte der Statuengruppe des Laokoon, die wir hier erzählen und diskutieren wollen, wird somit zu einem eindrücklichen Beispiel für die Bedeutung und Wirkungsmacht kultureller Transformation im Allgemeinen sowie für die konstruktive Dimension unseres neuzeitlichen Antikenverständnisses im Speziellen. Und damit zugleich zu einem Fallbeispiel, das uns vor dem Missverständnis warnt, allzu leicht und unverfälscht die kulturellen Phänomene der Antike uns direkt erschließen können zu glauben, ohne den Einfluss der seit vielen Jahrhunderten kontinuierlichen Transformation der Antike zu berücksichtigen, in deren Erbe auch wir heutzutage noch stehen - und zwar mehr, als uns gemeinhin bewusst ist“ (12).

Die Liste der am Laokoon-Projekt 2013–2016 (mit Wurzeln bis ins Jahr 2004) Beteiligten ist lang, Museen, Organisationen, Institutionen, Bibliotheken, Universitäten, Berater und Mitarbeiter in halb Europa und natürlich an der HU in Berlin. Der Erwartungs- und Arbeitsdruck auf die Projektleiterin und schließlich das Gefühl der Entlastung beim Verfassen des Vorworts müssen beträchtlich gewesen sein, erkennbar daran, dass auch Stromi, vierbeiniger Laokoon-Fan, seine ‚kleine Unsterblichkeit‘ erhält „für seine treue Geduld und sein unermüdliches Interesse an unserem Projekt ... sowie für seine Bereitschaft, unseren Laokoon-Abguss in jeder Phase seiner Aufstellung sorgenvoll zu bewachen: Hätte es in Troja schon Dackel gegeben, die Geschichte um Laokoon wäre sicher anders ausgegangen“ (15). Der Leser findet eine erste Orientierung in einem übersichtlichen Anhang zur Einleitung von Susanne Muth: Die Erfolgsgeschichte eines Meis-

terwerkes als Problemgeschichte: Anleitung zu einer Spurensuche (16ff.) mit den Grunddaten zur Statuengruppe des Laokoon (44-51) von der Schaffung der Statue durch die rhodischen Bildhauer Hagesandros, Polydoros und Athenodoros über die Auffindung bis zum 500-jährigen Jubiläum der Wiederentdeckung 2006 mit zahlreichen interessanten Stationen wie die diversen Reparaturen und mehrfachen Ergänzungen fehlender Teile, die Inszenierung des Cortile delle Statue als Repräsentationsgarten Julius II. mit einer kostbaren Statuensammlung 1511, der Umdeutung der antiken Statuen in den Jahren 1566–72 als Götzenbilder, die sodann hinter Holzläden verschwinden, die Erhebung der Statue des Laokoon zum ethischen und ästhetischen Ideal des Klassizismus durch Johann Joachim Winckelmann 1755, die Präsentation der Laokoongruppe in wieder sichtbarer Aufstellung 1773, ihre Überführung nach Paris und der Triumphzug mit den vatikanischen Antiken als Beutestücke durch Paris 1798, der Rücktransport nach Rom mit anderen Antiken 1815 (mit dem Sturz des Laokoon vom Transportwagen), die Auffindung eines Fragments des feh-



lenden rechten Laokoonarms 1903 und weitere Rekonstruktionsmaßnahmen in den 50-er und 60-er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Über den Laokoon gibt es also, beginnend mit den zentralen antiken Textzeugnissen (Plin. nat. hist. XXXVII,37 und Verg. Aen. II,40-56. 199-234; S. 52f) viel zu erzählen, zu dokumentieren und zu kommentieren.

31 Artikel und ein halbes Tausend an großformatigen Buchseiten dienen dieser Spurensuche durch die Jahrhunderte; schon die Überschriften machen neugierig: Die Wiederentdeckung: Zur richtigen Zeit am richtigen Ort (Agnes Henning); Der Cortile delle Statue im päpstlichen Belvedere: Die Aeneis im Vatikan (A. Henning, S. Muth); Laokoons Ruhm und dessen kontingente Gründe im frühen 16. Jahrhundert (Luca Giuliani); Keine Erfolgsgeschichte ohne Probleme: Der Laokoon als unvollständiges Statuen-Puzzle (S. Muth); Der (re) konstruierte Laokoon im 16. Jahrhundert: Die Dynamik des Transformationsprozesses (L. Giuliani,



S. Muth); Die Laokoongruppe im Wandel der Zeit und des Geschmacks: Zwischen Vergessen und (Wieder-)Entdecken vom 16. bis 19. Jahrhundert (Rolf F. Sporleder); Ein Zufallsfund und die Konsequenzen: Rekonstruktionen des Laokoon im 20. Jahrhundert (Franziska Becker, Simone Vogt). Nach der Geschichte der transformierten Statuengruppe untersucht eine zweite Abteilung von elf Aufsätzen die Variationen der Aneignung – Der Wiederhall der Berühmtheit, etwa Das Begehren, den Laokoon zu besitzen: Die Aneignung des Laokoonthemas in der Bildenden Kunst des 16. Jahrhunderts (Fabian Sliwka); ‚und wegen der Wunde versagt dem Marmor der Atem‘. Die Reflexionen des Laokoon in der Skulptur und Plastik der Renaissance (Darja Jesse); Wie gemalt. Repräsentationen der antiken Laokoongruppe in der Malerei des 16. und 18. Jahrhunderts (Darja Jesse); Ein alter ‚Neuer Laokoon‘? El Greco und die Grenzen

der Skulptur und Malerei (Michael Squire); Laokoon (re-)produziert: Die Lancierung im Medium der Graphik (Saskia Schäfer Arnold); Laokoon von Rom über die Alpen: Die komplexen Spielarten der Aneignung (Saskia Schäfer Arnold); Ein Wunder Roms im Pretiosenkabinett: Der Laokoon in den dekorativen Künsten (Philipp Schneider, Simone Vogt); Meisterwerke auf Reisen: Abgüsse berühmter Antiken im 18. Jahrhundert (Charlotte Schreitter); Die Kontroverse um die Deutung der Laokoongruppe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: Von Winckelmann zu Goethe (L. Giuliani); Ein neues Potential für das entthronte Meisterwerk: Die Laokoongruppe in Karikaturen (Gregor Schuster, Rolf F. Sporleder); Ein antikes Meisterwerk in der Moderne: Aneignung und Transformation der Laokoongruppe in der Kunst und Alltagskultur des 20. und 21. Jahrhunderts (Gregor Schuster, Hannah Vogler).

Zwei weitere Themenbereiche folgen darauf noch; zunächst zehn Beiträge zur Geschichte der antiken Statuengruppe, nämlich von Luca Giuliani und Susanne Muth Laokoon reset: Wie die Statue in der Antike ausgesehen haben könnte; Alexander Nawrot, Bettina Schirrmacher: Funktionale Bewegungsanalyse des Laokoon; Susanne Muth: Der Laokoon als antikes ‚Meisterwerk‘: Die raffinierte Darstellung einer kaum darstellbaren Gewalttat; dies.: Von wegen ‚ex uno lapide‘: Die geheime Meisterschaft des Laokoon; Wolfgang Filser: Überlegungen zu Anstückungen und Reparaturen der Laokoongruppe; Stephan G. Schmid: Kopie oder Original? Zu Datierung des Laokoon im Kontext der antiken Kunst; Sascha Kansteiner: (Pseudo-)monolithische Gruppen; Agnes Henning, Simone Vogt: Laokoon verzweifelt gesucht: Die Figur im Kontext der antiken Kultur und Bildkunst; Stephanie Pearson: Der Tod des Laokoon in Pompeji. Der Mythos im Kontext des römischen Wohnens; Jessica Barz, Simone Mulattieri: Eine Skulptur der Mächtigen? Auf der Suche nach dem antiken Aufstellungskontext der Laokoongruppe. Die letzten drei Aufsätze geben schließlich den

Blick frei hinter die Kulissen der Ausstellung: Agnes Henning, Susanne Muth: ‚Laokoon – Auf der Suche nach einem Meisterwerk‘: Eine Ausstellung entsteht; Michael Breuer, Marko Koch, Mohsen Miri, Nicole Salamanek: Laokoon 3D: Ein Meisterwerk wird eingescannt; Susanne Muth, Dirk Mariaschk, Hannah Vogler: Der Laokoon zwischen Realität und Virtualität: Die Chancen des 3D-Modells. Es versteht sich von selbst, dass ein umfangreiches Literaturverzeichnis, detaillierte Bildnachweise und ein Autorenverzeichnis (ein Drittel der 27 Autoren sind Studenten) den prächtigen Band abschließen.

Was bleibt nach dem Studium des Buches im Kopf hängen: Erst die Wiederentdeckung der Statuengruppe 1506 im renaissance-zeitlichen Rom bildet den eigentlichen Startpunkt für die Erfolgsgeschichte des Laokoon als Meisterwerk. Die Geschichte der Aneignung und Transformation dieser antiken Statue verlief überaus bewegt. Die Erfolgsgeschichte des transformierten Laokoon war allerdings kein zielführender Siegeszug. „Er war vielmehr ein langer und wechselvoller Prozess mit vielen Wendungen und auch Rückschlägen, bei dem vor allem Zufälle, aber auch Missverständnisse den Fortgang der Geschichte ... wesentlich prägen sollten.“ (S. 55) Die Geschichte des Laokoon vor 1506 erweist sich als eine sehr anders verlaufende Geschichte: „Obgleich er von Plinius als Meisterwerk gefeiert wurde und sich in kaiserlichem Besitz befand (eine ähnliche Ausgangslage wie im päpstlichen Belvedere 1506!), erfuhr die antike Statue anders als der transformierte Laokoon keine spürbare Rezeption. Auch setzte die Darstellung des Mythos in der antiken Statue teils sehr andere Akzente gegenüber der Rekonstruktion des transformierten Laokoon. Und auch das Interesse und die Wahrnehmung der Statuengruppe in der Antike wich grundlegend von der ästhetischen und ethischen Bewunderung, die der Laokoon ab 1506 fand, ab.“ (289) Es stellt einen Glücksfall dar, dass die jahrelangen Untersuchungen der Laokoongruppe in eine Aus-

stellung münden, die noch bis zum 31. Juli 2018 von Lehrkräften der Fächer Griechisch, Latein sowie Kunst und Geschichte und ihren Schülerinnen und Schülern als bestens geeigneter außerschulischer Lernort besucht werden kann. Die Ausstellung erzählt anschaulich die Erfolgsgeschichte der Laokoongruppe und hinterfragt mit kritischem Blick, wie es zu einem solchen Ruhm ausgerechnet dieser Statue kommen konnte.

Der **Ausstellungsbesuch** kann im altsprachlichen Unterricht im Kontext der Lektüre eines Lehrbuchkapitels geschehen oder der einschlägigen Passagen (Eroberung Troias, hölzernes Pferd) bei Vergil oder Homer, aber auch bei der Thematisierung der augusteischen Kulturpolitik oder der Beschäftigung mit der Epoche der Renaissance. Das Winckelmann-Institut lädt dazu ein, „sich aktiv, neugierig und experimentell“ (462) mit der Statuengruppe des Laokoon und ihrer Geschichte auseinanderzusetzen. Dazu gibt es Angebote, „die den Besuchern die Möglichkeit eröffnen, sich in verschiedene Rollen hineinzudenken: als antiker Bildhauer, Renaissance-zeitlicher Bewunderer und Restaurator, Gelehrter des 18. Jahrhunderts oder als moderner Archäologe und Kunsthistoriker“ (464). Im Zentrum der Ausstellung – die ja auf 115 Quadratmetern nur begrenzte Möglichkeiten bietet – steht der Dialog zwischen der Skulptur als realem Objekt und verschiedenen digitalen Medien, die dem Besucher immer wieder neue Perspektiven auf den Laokoon eröffnen. Verschiedene Vermittlungsformate – Videos, Animationen, Audiostationen sowie unterschiedliche Text- und Bildzeugnisse – sollen verschiedene Besuchergruppen (Sextaner und LK-Besucher) ansprechen bzw. durch unterschiedliche Reize ein besonders abwechslungsreiches Angebot liefern. Die Abguss-Sammlung Antiker Plastik Berlin stellt als Leihgabe den Laokoon in der traditionellen Fassung (sie kursiert weiterhin in den Medien: vgl. halbseitiges (!) Foto in der FAS vom 11. Februar 2018, S. 3) der Laokoon-Restauration, wie sie seit dem 16. Jahrhundert kanonisch geworden

war und erst im Zuge der Entrestaurierung der vatikanischen Statuengruppe 1960 aufgegeben wurde. Diesem Modell tritt ein digitales Laokoonmodell entgegen, ein im Rahmen des Forschungsprojektes entstandenes 3D-Modell aus hochauflösenden 3D-Scans von Teil-Gipsabgüssen, das dazu dient, vielfache Variationen anschaulich zu machen, also die unterschiedlichen Überlieferungssituationen des Laokoon zu visualisieren und die Rekonstruktionsvorschläge experimentell zu erproben. Der Besucher dieser Ausstellung erfährt, wie die moderne Archäologie heutzutage arbeitet. Ein Besuch lohnt sich!

Der hervorragende Katalog ist beim Verlag leider vergriffen und nur noch (bei Amazon und) beim Besuch der Ausstellung erhältlich, die in den Sammlungsräumen des Winckelmann-Instituts der HUB noch bis zum 31. Juli 2018 stattfindet.



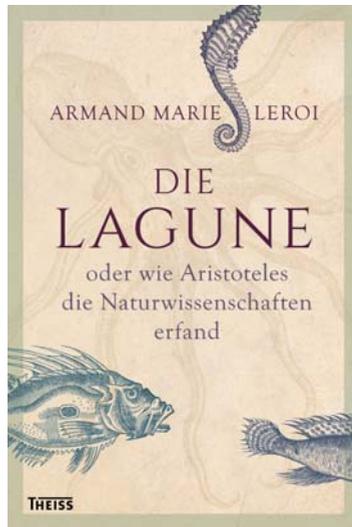
LAOKOON – Auf der Suche nach einem antiken Meisterwerk (bis 31.7.2018)
Sammlung des Winckelmann-Instituts
Humboldt-Universität zu Berlin,
Hauptgebäude
Unter den Linden 6, 10117 Berlin
Raum 3094, 2. OG Westflügel
Der Eintritt ist frei.

Reguläre Öffnungszeiten:
Mittwoch, 18–19 Uhr;
1. & 3. Samstag/Monat 12–14 Uhr

Kontakt:
Winckelmann-Sammlung@hu-berlin.de
Webseite: www.laokoon.hu-berlin.de

„Aristoteles war ein intellektueller Allesfresser, ein Nimmersatt, wenn es um Informationen und Konzepte ging. Aber das Thema, das ihm am meisten am Herzen lag, war die Biologie. In seinen Arbeiten wird das Studium der Natur lebendig, wenn er die Pflanzen und Tiere beschreibt, die in all ihrer Vielfalt unsere Welt bevölkern“ (17). „Die Bücher, die wir (sc. von Aristoteles) haben, sind für Naturforscher ein reines Vergnügen. Viele der Lebewesen, über die er schreibt, leben im oder am Meer. Er beschreibt die Anatomie von Seeigeln, Seescheiden und Schnecken. Er betrachtet Sumpfvögel und beschreibt ihre Schnäbel, Beine und Füße. Delfine faszinieren ihn, weil sie Luft atmen und ihre Jungen säugen, aber dennoch aussehen wie Fische. Er erwähnt mehr als hundert verschiedene Fischarten und zählt auf, wie sie aussehen, was sie fressen, wie sie sich fortpflanzen, welche Geräusche sie von sich geben und welche Wege sie auf ihren Wanderungen zurücklegen. Sein Lieblingstier war ein merkwürdig intelligenter Wirbelloser: der Tintenfisch. Der Dandy muss also Fischmärkte geplündert und an Anlegeplätzen mit Fischern geplaudert haben. Doch der größte Teil von Aristoteles' Wissenschaft ist ganz und gar nicht beschreibend, sondern besteht auf Antworten auf Hunderte von Fragen. Warum haben Fische Kiemen und keine Lungen? Flossen, aber keine Beine? Warum haben Tauben einen Kropf und Elefanten einen Rüssel? Warum legen Adler so wenige Eier, Fische so viele, und warum sind Sperlinge so lüstern? Wie ist das überhaupt mit den Bienen? Und dem Kamel? Warum geht nur der Mensch aufrecht? Wie sehen, riechen, hören, fühlen wir? Wie beeinflusst die Umgebung das Wachstum? Warum sehen Kinder manchmal so aus wie ihre Eltern und manchmal nicht? Was ist der Zweck von Hoden, Menstruation, Scheidenflüssigkeit, Orgasmen? Was verursacht Missgeburten? Was ist der wahre Unterschied zwischen dem Männlichen und dem Weiblichen? Wie bleiben Lebewesen am Leben? Warum vermehren sie sich? Warum sterben sie? Das ist kein zaghafter Streifzug in ein neues Ge-

Leroi, Armand Marie: Die Lagune oder wie Aristoteles die Naturwissenschaften erfand, Aus dem Engl. von Sabine Schmidt-Wussow und Manfred Roth, WBG Darmstadt, **Theiss Verlag 2017, 528 Seiten, 67 sw Abbildungen, ISBN 978-3-8062-3584-5, 38,00 €, Mitglieder 29,95€**



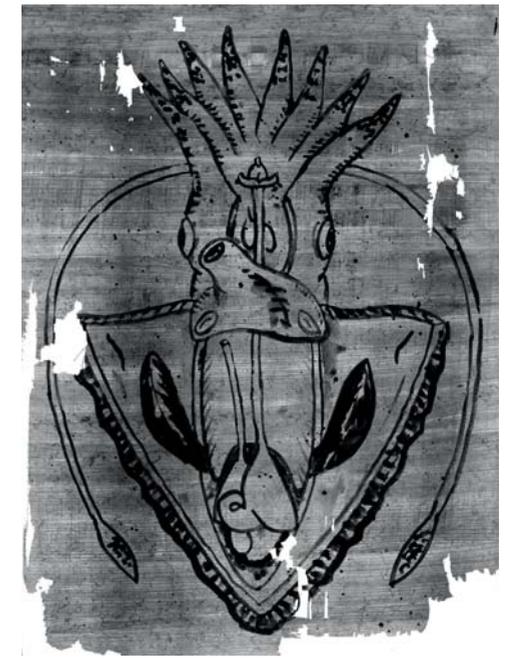
biet, es ist eine vollständige Wissenschaft. Vielleicht zu vollständig, denn manchmal scheint es, als hätte Aristoteles für alles eine Erklärung“ (18f).

Der Autor dieser Zeilen, Armand Marie Leroi, ist Professor für Evolutionäre Entwicklungsbiologie in London, und schreibt beneidenswert anschaulich und mitreißend. Nimmt man das schöne, in Leinen geschlagene Buch in die Hand, begibt man sich als Leser mit dem noch jugendlichen Autor in der Altstadt von Athen in einen Buchladen – „Es ist der reizendste, den ich kenne. Er liegt in einer Gasse nahe der Agora, neben einem Geschäft, das Kanarienvögel und Wachteln in Käfigen verkauft“ (13). Dort entdeckte Leroi – „im letzten Frühling der Drachme, als Griechenland noch arm und billig war“ – eine komplette Ausgabe der

Works of Aristotle Translated into English, wobei ihm besonders der Titel des vierten Bandes der Reihe ins Auge gefallen war: *Historia animalium (Historiai peri ton zoon)*. „Ich öffnete ihn und las etwas über Muschelschalen“.

Der Leser erfährt dann von der kindlichen Besessenheit des Autors für Schneckenhäuser und Muschelschalen, die erst Studienjahrzehnte später im Athener Buchladen wieder virulent wurde. Leroi verstand seinen Aristoteles jedenfalls sofort: „Er war offenbar zum Strand gegangen, hatte eine Schnecke aufgehoben, hatte sich gefragt: ‚Was steckt darin?‘, hatte nachgesehen und hatte gefunden, was ich gefunden hatte, als ich 23 Jahrhunderte später dasselbe tat“ (16).

Die zweite Titelhälfte gibt die Richtung des Buches an: „... wie Aristoteles die Naturwissenschaften erfand“. Elegant lässt Leroi in wenigen Sätzen Jahrhunderte von Wissenschaftsgeschichte vorüberziehen: „Die Wissenschaft, die Aristoteles begann, ist groß geworden, aber seine Nachkommen haben ihn so gut wie vergessen. In einigen Bezirken von London, Paris, New York oder San Francisco kann man keinen Stein werfen, ohne einen Molekularbiologen zu treffen. Aber fragt man ihn dann, nachdem man ihn niedergestreckt hat, was Aristoteles getan hat, erntet man bes-



tenfalls ein verwirrtes Stirnrunzeln. Doch Gesner, Aldrovandi, Vesalius, Fabricius, Redi, Leeuwenhoek, Harvey, Rey, Linné, Geoffroy Saint-Hilaire *père et fils* und Cuvier – um nur einige von vielen zu nennen – haben ihn gelesen. Sie nahmen die Struktur seiner Gedanken in sich auf. Und so wurden seine Gedanken zu unseren Gedanken, selbst wenn wir nichts davon wissen. Seine Konzepte fließen wie ein unterirdischer Fluss durch die Geschichte unserer Wissenschaft und treten hier und da als Quelle zutage als scheinbar neue Ideen, die jedoch tatsächlich schon sehr alt sind“ (19).

Aristoteles begann erst im Alter von 37 Jahren seine biologische Forschung. Nach dem Tod Platons 347 v. Chr. hatte er Athen verlassen und verbrachte die folgenden dreizehn Jahre im nordöstlichen Ägäis-Raum. Auf Lesbos freundete er sich mit Theophrast an. Bald teilten sie sich die Arbeit: Aristoteles beackerte das Feld der Zoologie, Theophrast wurde zum Vater der Botanik. Schon der schottische Gelehrte D'Arcy Wentworth Thompson, der 1910 die *Historia ani-*



malium, Aristoteles' zoologisches Hauptwerk, ins Englische übersetzt hatte, bemerkte, dass dieser einen Großteil seiner meeresbiologischen Daten in der Lagune von Pyrrha auf Lesbos gesammelt hatte. Jener Lagune von Pyrrha verdankt das Aristoteles-Buch von Marie Armand Leroi seinen Titel. Auch Leroi reiste für längere Aufenthalte nach Lesbos, um der aristotelischen „Erfindung



der Naturwissenschaften“ zu folgen, tauchte dort nach Fischen, seziierte Sepien, Krebse und Seeigel und klassifizierte Muschen.

Aristoteles zeichnet über die Lagune und ihre Lebewesen ein Porträt, wie sie vor 23 Jahrhunderten aussah, „vielleicht das älteste Porträt eines Naturortes, das wir haben. Heute ist kaum noch etwas von der alten Stadt Pyrrha übrig – Strabo schreibt, sie wurde zerstört durch ein Erdbeben im 3. Jahrhundert v. Chr. – aber die Biologie stimmt noch immer“ (29).

Das Buch von Armand Marie Leroy besteht aus CXIV kurzweiligen Abschnitten vom Umfang einer halben Seite (S. 30, 173) bis zu fünf, sechs Seiten, meistens sind es nur drei. Im jeweils ersten Satz gibt er mit einer provokanten These, einem plausiblen Satz, einer Frage, einem Zitat, einer Behauptung usw. das Thema vor. Leroy besitzt ein großes Geschick beim Formulieren solcher ersten Sätze (allerdings nicht nur dieser Sätze!), die klug und prägnant geschrieben sind, die ein interessantes Problem beschreiben, einen Sachverhalt etwas ungewöhnlich benennen und damit den Leser neugierig machen und zum Weiterlesen regelrecht herausfordern. Beispiele: III: Ganz klar ist die Sache nicht. Wie kam Aristoteles zur Biologie? Wie erfindet man überhaupt eine Wissenschaft? – VIII: Über Aristoteles Leben ist wenig mit

Sicherheit bekannt. Die alten Quellen, etwa ein Dutzend, entstanden Jahrhunderte nach seinem Tod und widersprechen sich häufig. – XI: Im Jahr 348 oder 347 v. Chr. verließ Aristoteles plötzlich Athen. Es gibt mindestens zwei Berichte, die den Grund zu erklären versuchen. – XIII: Im Jahre 345, als Hermias noch herrschte, brachte Aristoteles seine Braut nach Lesbos, um dort mit ihr zu leben. Der Romantiker Thompson nannte die zwei Jahre, die Aristoteles auf der Insel verbrachte, ‚die Flitterwochen seines Lebens‘. – XIV: Um nach Lesbos zu gelangen, nimmt man am besten die Abendfähre von Piräus. Wer jung oder arm oder abgehärtet ist, nimmt einen Platz an Deck – für 30 Euro kommt man so über die Ägäis. – XXI: Plinius' Geschichte ist bezaubernd. Alexander, mehr als nur ein Lüstling mit kajalumrandeten Augen oder ein megalomanischer Eroberer, hat auch eine Schwäche für Pflanzen und Tiere, und als er sich an die Interessen seines alten Lehrers erinnert, legte er ihm liebevoll die Ausbeute eines Weltreichs zu Füßen. – XXIII: Aristoteles beschreibt die innere Anatomie von etwa 110 verschiedenen Tieren. Bei etwa 35 davon sind seine Angaben so umfassend oder akkurat, dass er sie selbst seziiert haben muss. – XXVI: In den kühlen Flüssen und Seen von Makedonien lebt ein Wels mit liebevollen Gewohnheiten. – XXVIII: Aber es gibt eine Entdeckung, für die Aristoteles die volle

Anerkennung gebührt: Er beschrieb die bemerkenswerten Embryonen des Grauen Glatthais. – XXIX: Schiller sagte, die Griechen sähen die Natur ohne Rührseligkeit, Humboldt postulierte, sie porträtierten sie nicht um ihrer selbst willen. Meiner Meinung nach liegen beide falsch. – XXXIV: Trotz der Strenge, mit der er seine Vorgänger behandelte (und Aristoteles nahm nie wirklich ein Blatt vor den Mund), bediente er sich dennoch bei ihnen allen. Demokrit und Empedokles zeigten ihm die Macht der Materie, Anaxagoras, Sokrates und Platon das Vorherrschen des Zwecks, Platon den Ursprung der Ordnung. Sein eigenes Erklärungsschema enthält all diese Elemente. – XXXVI: Die Naturphilosophen der Renaissance betrachteten die Welt mit Neugier, entdeckten, dass sie fast gar nichts über sie wussten, und wandten sich wie selbstverständlich Aristoteles zu als einem, der mehr wusste. – XXXVII: Die moderne biologische Taxonomie – die Wissenschaft von der Klassifikation – erblickte 1758–59 mit der Veröffentlichung der zehnten Ausgabe von Carl Linnés Systema naturae das Licht der Welt. – XL: Mitten in der Darstellung von Griechenlands kriegsgeschüttelter Dynastienhistorie erzählt Herodot zusammenhanglos die Geschichte von Arion, einem Musiker aus Lesbos. – XLIV: Aristoteles' Theorie der Demonstration ist nicht ganz problemfrei. Jeder Wissenschaftler lernt schon im Grundstu-



dium, das ‚Korrelation nicht gleich Kausalität‘ ist. – L: Wenn Aristoteles den Aufbau von Tieren analysiert, denkt er wie ein Architekt oder ein Ingenieur. Sein erster Gedanke gilt dem Zweck, dem ein Organ dient. – LIV: Das traditionelle griechische Verständnis der Seele war das von Homer. Patroklos fällt vor Troja und seine körperlose Seele fliegt davon in das Haus des Hades. Vielleicht erklärt das, warum der griechische Name für ‚Schmetterling‘ derselbe ist wie für ‚Seele‘ – Psyche. – LIX: Aischylos war gerade zu Besuch auf Sizilien, als ein Adler seinen Kahlkopf mit einem Felsen verwechselte, eine Schildkröte auf ihn fallen ließ und ihn damit tötete. Die Schildkröte starb vermutlich auch, denn der einzige Teil der Geschichte, der mit Sicherheit stimmt, ist die Tatsache, dass Steinadler tatsächlich Schildkröten greifen, mit ihnen auffliegen und sie aus großer Höhe fallen lassen, um sie wie eine Nuss zu knacken. – LXXI: Er wirkt wie der klassische Epigone. Wenn Aristoteles ein Feuerwerk ist, dann ist Theophrast eine Kerze. Seine Theorien sind nicht so kühn, sie reichen nicht so tief, sie scheinen überwiegend von seinem Freund geliehen zu sein. – LXXVII: Aristoteles‘ Theorie der spontanen Entstehung hatte eine unheilvolle Wirkung auf die frühe moderne Wissenschaft. Descartes, Liceti, sogar Harvey standen alle in ihrem Bann. Van Helmont, kein dummer Mann, berichtete von spontaner Entstehung von Mäusen aus einer Mischung von Lumpen und Weizen. Der Niedergang der Theorie wurde seltsamerweise durch eine Passage von Homer ausgelöst. – XCV: Dass



Theophrastos ein Buch über Fossilien geschrieben haben könnte, ist ein quälender Gedanke. Denn es hieße, dass er den Weg einschlug, an dem sein Lehrer vorüberging. – C: Die Griechen, sagt Plato, drängen sich um das Mittelmeer wie Frösche um einen Teich. Von Sizilien bis Kleinasien und weiter bis zum südlichen Schwarzen Meer gab es mehr als tausend griechische Stadtstaaten. Sie folgten einer Vielzahl politischer Richtungen. – CVI: Eine Frage bleibt. Wenn, wie ich behauptet habe, Aristoteles tatsächlich so ein großer Biologe war, wenn, wie ich behauptet habe, es kaum eine Facette unserer Wissenschaft gibt, die er nicht erleuchtet hat, wenn, wie ich behauptet habe, viele unserer Theorien auf seiner aufbauen, warum geriet dann seine Wissenschaft so in Vergessenheit? Wenn wir von Aristoteles sprechen, dann denken wir Altphilologen an der Literaturtheoretiker, den Begründer der Ethik, den Metaphysiker, den Erfinder der Logik. Die statistische Auswertung des Corpus Aristotelicum zeigt den Mann aus Stageira in einem anderen Licht: Vierzig Prozent der erhaltenen Texte behandeln naturwissenschaftliche und hier vor allem zoologische Themen. Nüchtern betrachtet war Aristoteles – und daran erinnert uns Armand Marie Leroi nachdrücklich – in erster Linie Biologe mit Spezialdisziplin Zoologie, der erste empirisch verfahrenende Zoologe. Armand Marie Leroi ist ein ungemein belesener und versiert schreibender Autor; nicht umsonst erhielt er Preise für mehrere seiner Sachbücher. So hat er den Guardian First Book Award gewonnen und ist in Großbritannien ein bekannter Wissenschaftskommentator im Fernsehen. Sein glänzend geschriebenes Buch wurde von Sabine Schmidt-Wussow und Manfred Roth kongenial ins Deutsche übersetzt. Der Band enthält nützliche Anhänge und Tabellen, so etwa ein informatives Glossar, das die von Aristoteles erwähnten griechischen Tiernamen mit der modernen wissenschaftlichen binären Nomenklatur abgleicht. Zu nennen sind unbedingt noch die **Rekonstruktionen einiger aristotelischer Zeichnungen**. Alle Illustrationen, die Aristoteles‘ zoologische

Schriften einmal gehabt haben könnten, sind seit Langem verloren. Eine Reihe von Darstellungen des Buches – Sie finden diese mit Erlaubnis des Theiss Verlags und der WBG Darmstadt innerhalb dieser Besprechung wieder - basieren auf Darstellungen, die Aristoteles erwähnt. Sie wurden von David Koutsogiannopoulos mit Unterstützung der Papyrologin Grace Ioannidou rekonstruiert. Dabei dienten hellenistische Papyri mit geometrischen Abbildungen und Tieren aus der Zeit als Leitfaden zum technischen Verfahren. Nach „vielm Herumprobieren ist ein Stil entstanden, der nicht die Arbeiten eines Künstlers, sondern eines Denkers vermittelt“ (508).

Ein Thema für sich ist die Beziehung zwischen Aristoteles und Darwin: „Tatsächlich ist sicher, dass Darwin wenig über Aristoteles wusste, was nicht aus Fragmenten bestand oder was er aus zweiter Hand gehört hatte, bis ihm der Arzt und Altphilologe William Ogle 1882 eine Ausgabe von *De partibus animalium* schickte, die er gerade übersetzt hatte mit folgendem Begleitschreiben“ (297):

Sehr geehrter Herr Darwin, ich erlaube mir, Ihnen eine Ausgabe einer Übersetzung von „De partibus“ von Aristoteles zu senden, und ich verspüre eine gewisse Selbstherrlichkeit, wenn ich auf diese Weise den Vater der Naturforscher offiziell seinem großen modernen Nachfolger vorstelle. Könnte die Begegnung in Fleisch und Blut stattfinden, was wäre das für ein Spektakel! (S. 297, dazu auch 322).

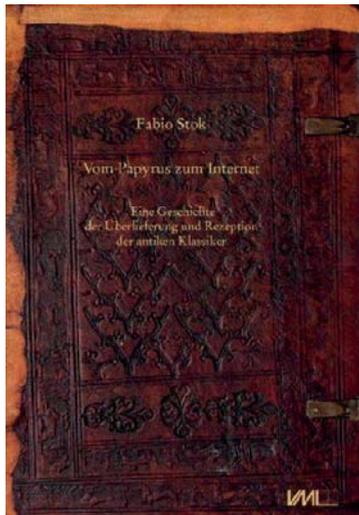
Leroi erzählt weiter: „Es war genau das richtige Geschenk für Darwin. Einige Wochen später dankte Darwin Ogle in einem Antwortschreiben für das Buch:

Durch Zitate, die ich kannte, hatte ich bereits eine hohe Meinung von Aristoteles‘ Verdiensten, aber ich hatte nicht die leiseste Vorstellung davon, was für ein wunderbarer Mann er war. Linné und Cuvier waren bisher meine beiden Götter, wenn auch auf sehr unterschiedliche Weise, aber im Vergleich zum alten Aristoteles waren sie nichts als Schuljungen (298).

„Ein Buch wie das von Fabio Stok fehlt auf dem deutschen Markt. Es führt den Studenten und jeden Interessierten in die Überlieferungsgeschichte und die geistige Tradition der klassischen Literatur ein, immer verständlich, immer anspruchsvoll, immer präzise. Wir sind der Auffassung, dass es kaum eine bessere Einführung in die komplexen Rezeptionsvorgänge der antike Texte geben kann: Ausgehend von der materiellen Überlieferung stellt sie das Schicksal der antiken Texte in einem Szenario dar, das dem Leser zweieinhalb Jahrtausende europäischer Geistesgeschichte zugänglich macht.“ (Vorwort zur deutschen Übersetzung, S. VII)

Zu dieser Feststellung kam das kleine Team um Christiane Reitz an der Universität Rostock, Torben Behm, Markus Kersten, Lars Keßler und Svenja Mues, die das Buch „*I classici dal papiro a Internet*“ (2012) des an der römischen Universität Tor Vergata tätigen Professors für Lateinische Sprache und Literatur ins Deutsche übersetzt haben. Gleich wo man zu lesen beginnt, der Eindruck des Präzisen, Anspruchsvollen, Verständlichen stellt sich schnell ein. Das sehr detaillierte Inhaltsverzeichnis mag den Leser zu den letzten beiden Kapiteln des Buches führen, zu Kapitel 6 „Die Klassische Literatur in der Moderne“, die Fabio Stok zum Ende des 17. Jahrhunderts beginnen lässt, mit dem *Literaturstreit der Alten und der Neuen* (*Querelle des Anciens et des Modernes*). Die Verfechter der Moderne postulierten die Überlegenheit der Modernen in allen Wissensgebieten, eine Debatte, die sich kurz darauf nach England verlagert habe. Hier liegt übrigens ein besonderer Reiz des Buches, die Geschichte der Überlieferung und Rezeption der antiken Klassiker als europäisches Phänomen zu betrachten, was ja gar nicht anders möglich ist. Im Kapitel 5 über „Die Klassiker im Zeitalter des Buchdrucks“ heißt es: „Die Beschäftigung mit der antiken Kultur war nicht mehr, wie bei den Humanisten, eine alles durchdringende Einstellung, sondern wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu einer Forschungsdisziplin, der Altertumswissenschaft, wie

Fabio Stok: Vom Papyrus zum Internet. Eine Geschichte der Überlieferung und Rezeption der antiken Klassiker. Aus dem Italienischen übersetzt von Christiane Reitz in Zusammenarbeit mit Torben Behm, Markus Kersten, Lars Keßler und Svenja Mues, 265 Seiten, broschiert, **Verlag Marie Leidorf GmbH, Rahden/Westfalen, 2017, ISBN-13: 9783867570909, Bestellnummer: 8078726, 24,80 €**



Friedrich August Wolf sie nannte. Hierbei verlagerte sich das Zentrum für klassische Studien erneut: Nachdem es von Italien nach Frankreich und dann in die Niederlande und nach England gewandert war, übernahm nun Deutschland die führende Rolle und behielt sie bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts.“ (178) – Im Abschnitt „Vom Fall der Berliner Mauer bis zum Irak-Krieg“ (218f) beschreibt der Autor das Interesse an aktualisierenden Neubetrachtungen der antiken Geschichte, man erinnert sich an entsprechende Titel. „Zum ersten Mal seit dem Niedergang des Römischen Reiches hatte eine einzige Supermacht die Vorherrschaft in einer globalisierten Welt inne: die Vereinigten Staaten von Ame-

rika.“ Seit den neunziger Jahren haben sich die Parallelisierungen zwischen Antike und modernen Ereignissen vervielfacht. „Die Krise des Bildungssystems“ (220ff) seit den sechziger Jahren skizziert Fabio Stok mit einigen markanten Stimmen aus Deutschland, Frankreich, Italien und den USA: „Die Gefühle der Unsicherheit, die weiterhin vorherrschen, werden durch die ökonomische Krise verstärkt. Die macht es schwierig vorauszu- sehen, ob Vorschläge wie die von Robert Proctor (sc. ein amerikanischer Italianist: „Die klassische Bildung mag tot sein, doch haben wir bis jetzt nichts gefunden, was sie ersetzen könnte“) und Martha Nussbaum (sie ist überzeugt, „das humanistische Bildung kreatives und unabhängiges Denken fördert, das einen Erfolg auf dem Feld der Innovation garantiert“) zur Aufwertung der Klassiker irgendeine Möglichkeit haben, umgesetzt zu werden. Wahrscheinlich wird man abwarten müssen, bis sich in der heutigen ‚Liquidität‘, um auf die durch Zygmunt Bauman bekannt gewordene Metapher zurückzugreifen, einige Festigkeit zeigt, um festzustellen, inwieweit Proctors Ansicht begründet ist, man dürfe das Studium der Griechen und Römer nicht vernachlässigen, da ‚sie uns unter anderem dabei helfen können, über unsere Zukunft nachzudenken““. (222f).

Auf den letzten Seiten geht es um „Die Klassiker im Internet“, „Digitale Bibliotheken“ und die abschließende Frage „Sind uns die Klassiker näher oder ferner?“ An einigen Beispielen illustriert Fabio Stok seine These, dass die Art, wie wir die antike Welt wahrnehmen und rezipieren, sich in dem vom Internet bestimmten soziokulturellen Kontext verändern werde – ganz abgesehen von ungewöhnlichen Forschungsmethoden (Eben lese ich, dass der Einsatz von Plagiatsoftware für literaturhistorische Fragestellungen nicht mehr neu sei und im Falle Shakespeares schon vor Jahren zu überraschenden Ergebnissen geführt habe). An dieser Stelle ist es nun von Vorteil, das Buch von vorne gelesen zu haben oder planvoll damit zu beginnen und z.B. die vielfältigen Veränderun-

gen der Beschreibstoffe und Textträger – vom Stein, Papyrus, Pergament zum Papier bis zu den magnetischen Trägern – Schritt für Schritt nachzuvollziehen und zu sehen, dass zu den Verlusten, die mit jeder Änderung zu verzeichnen sind, immer auch überraschende positive Effekte zu beobachten sind. „Der Wechsel von der Rolle (Galen bezifferte die Lebensdauer einer Papyrusrolle auf 300 Jahre, vgl. 27) zum Kodex bewirkte im Verlauf des 4. Jahrhunderts, dass der gesamte Bestand des literarischen Erbes, wie er in den Bibliotheken aufbewahrt wurde, in das neue Medium überführt wurde. ... Der Wechsel des Mediums bewirkte die Wiedervereinigung vieler Werke, insofern der Inhalt vieler Rollen nun in ein einziges Buch passte. ... Beträchtlich sind auch die Neuerungen, die der Kodex für das Kommentieren bewirkte – einem der wichtigsten Bereiche der Unterrichtspraxis. ... Im Kodex war es möglich, Kommentare so zu gestalten, dass sie den gesamten zu kommentierenden Text enthielten. Dieser wurde für gewöhnlich in die Mitte des Blattes geschrieben und der Kommentar erschien in Form von Noten am Rand des Blattes. Dies gestattete dem Leser, gleichzeitig Text und Kommentar im Blick zu behalten.“ (25) Der Übergang zur Minuskel regte die Buchproduktion zusätzlich an, da dadurch der Kopiervorgang weniger aufwendig wurde und man weniger Pergament benötigte (116). „Zu Beginn des 16. Jahrhunderts, am Ende der großen Suche der Humanisten nach Texten, war nahezu die Gesamtheit der griechischen und lateinischen Autoren wieder verfügbar, die wir bis heute lesen können. Was die Humanisten wiedergewinnen konnten, hat aber nicht nur sämtliche überlieferte Texte wieder ans Licht gebracht, sondern auch die Gefahr von Textverlusten radikal reduziert und somit die Reproduktion des gesamten klassischen Erbes in großem Maßstab gesichert. Diese Rettungsaktion wurde später durch den Buchdruck verstetigt“ (121). Ausgesprochen interessant zu lesen und wegen der Fülle an Detailinformationen auch für den schulischen Unterricht bedeutsam ist Kapitel 1

über die Bewahrung von Texten. Da geht es um Bücher, Kopisten und Buchhändler, um Bibliotheken als Kriegsbeute, Gründungen von Kaisern und Wohltätigkeitswerke in den Städten des Reiches: „Die Präsenz eines dichten Netzes von Bibliotheken dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach bei der Bewahrung und Verbreitung von Texten eine wichtige Rolle gespielt haben. Hierdurch konnten auch die häufigen Zerstörungen und Brände ausgeglichen werden. Galen bezeichnet Brände, zusammen mit Erdbeben, als die größte Gefahr für die Erhaltung von Büchern“ (19).

Eine spannende Frage ist es, wie es zum Wechsel von der Rolle zum Kodex (übrigens „ein Element der Identitätsstiftung bei den frühen Christen“), vom Papyrus zum Pergament kam. Papyri sind natürlich ziemlich vergängliche Beschreibstoffe, wobei der Verlust von Texten nicht allein auf diese Tatsache zurückzuführen ist: „Bei einer beträchtlichen Anzahl von Texten und Autoren ist die Kette von Abschriften in einem bestimmten Moment gerissen, wenn die Exemplare, von denen man hätte neue Kopien anfertigen können, verloren gingen oder zerstört wurden. ... Wenn der Papyrus auch in der Spätantike das vorherrschende Trägermaterial geblieben wäre, so wären wahrscheinlich ... viel mehr Fäden abgerissen und auch andere Autoren für immer verloren. Man kann zwar die Verluste abschätzen, indem wir die Autoren betrachten, von denen wir Kenntnis haben. Aber es ist auch wahrscheinlich, dass in der Antike auch Autoren tätig waren, von denen wir nicht einmal den Namen kennen. H. Bardon (Paris 1952–56) hat ermittelt, dass wir von 772 lateinischen Autoren Kenntnis haben. Von 144 Autoren ist ein Werk oder mehr überliefert (das sind 18,65%), von 352 Autoren (45,60%) sind uns Fragmente erhalten. Von den verbleibenden 276 (37,75%) haben wir nichts mehr“ (31). Auch Kapitel 2 „Die handschriftliche Überlieferung“ ist absolut realitätsnah: „Die Anzahl der Fehler (sc. bei der handschriftlichen Reproduktion) hängt vom Bildungsgrad, der Anstrengung und den psychophysischen Bedingungen des Kopis-

ten ab. Ihre Häufigkeit steigt, wenn dieser unaufmerksam, müde oder einfach unwissend ist“ (33) Das führt dann zu einer Typologie von Fehlern und die Erscheinungsformen von Interpolationen. Ein Thema sind auch Plagiate und 'Raubausgaben', von denen schon Plinius und Vitruv berichten (43). Die Wiederherstellung von Texten ist kein neueres Phänomen, sondern bildet einen Arbeitsschwerpunkt der alexandrinischen Philologie, ein Zusammenschluss von Gelehrten im 3. Jh. v. Chr., die die Bibliothek von Alexandria zusammenstellten und leiteten.

Krates von Mallos war 168 v. Chr. in diplomatischer Mission in Rom; Sueton berichtet in *De grammaticis* 2.2, dass dieser sich in einem defekten Abwasserkanal das Bein gebrochen und während seiner Rekonvalenz Lektionen über Dichtkunst erteilt habe: so seien die Grammatik und die Philologie nach Rom gekommen. Lucius Aelius Stilo, Varro, Iulius Hyginus, Caecilius Epirota, Asconius Pedianus, Valerius Probus, Quintilian, Gellius kümmerten sich in Rom maßgeblich um Textprobleme und Überlieferungsfragen (46–55).

Überlieferung und Textverlust spielen auch im 3. Kapitel „Die Rezeption der Klassiker von der Antike bis zum Mittelalter“, eine maßgebliche Rolle. Schlaglichter fallen hier auf das Bemühen, die Verwendung der heidnischen Literatur durch die christlichen Autoren zu legitimieren, die Verbreitung der Epitome, als speziell von historiographischen Texten Zusammenfassungen hergestellt wurden. Die Kultur der Spätantike hatte die Funktion eines Filters für die Überlieferung der Texte, eines Filters im negativen Sinn für Texte, die auch aufgrund ihrer geringen Verbreitung während jener Zeit verloren gingen, aber auch im positiven Sinne für Texte, die von der spätantiken Kultur wertgeschätzt wurden, z.B. die *Saturae* des Juvenal, ein Werk, das zur Zeit des Servius zur Schullektüre erhoben wurde, sowie die *Rhetorica ad Herennium*, ein Handbuch, das in der Spätantike als ciceronianisches Werk wieder beliebt wurde (79f).

Fabio Stok schildert über mehrere Stationen den Verfall und die Renaissancen des Griechischen im Westen. Anfangs bewog ja das Prestige von Griechisch als Kultursprache sogar Autoren mit lateinischer Muttersprache dazu, auf Griechisch zu schreiben. Ab dem Beginn des 3. Jahrhunderts blieb die Kenntnis des Griechischen im Westen auf die kulturellen Eliten beschränkt, was die Verbreitung griechischer Bücher verminderte und die Produktion von bearbeiteten Versionen und Übersetzungen (etwa medizinischer Werke) veranlasste (80ff). Der Zugang zu wissenschaftlichen und philosophischen Texten in griechischer Sprache war dann im Spätmittelalter von hoher Bedeutung für die Kultur dieser Zeit. In Spanien wurden zahlreiche griechische Autoren ins Lateinische übersetzt (Aristoteles, Claudius Ptolemäus und andere), die in den Jahrhunderten zuvor ins Arabische übersetzt worden waren, aber ebenso Autoren arabischer Sprache wie Avicenna und Averroes (105). Im Lauf des Mittelalters war es nur einzelnen Gelehrten gelungen, sich Griechischkenntnisse anzueignen, um griechische Texte zu verstehen und zu übersetzen. Petrarca brachte eine Handschrift der Ilias in seinen Besitz und besaß zudem einen umfangreichen Platonkodex, aber er konnte sie nicht lesen. In einem Dankeschreiben vom Januar 1354 an Nikolaos Sigeros, der ihm den Homerkodex aus Konstantinopel geschickt hatte, schrieb Petrarca: „Dein Homer ist hier bei mir, stumm, oder vielleicht bin ich es. Der für ihn taub ist. Ich bin indessen glücklich, ihn zu betrachten, und umarme ihn häufig und sage ihm unter Seufzern: ‚Großer Mann, wie gerne würde ich dich hören!‘“ (Fam 18.2) (126f).

Das Griechische kehrte in den Westen in der Zeit der Humanisten mit dem byzantinischen Gesandten Manuel Chrysoloras (ca. 1350–1415) zurück, der auf Einladung des Florentiner Kreises 1397 begann, in Florenz Griechisch zu lehren. Der Erfolg war vor allem ein Resultat seiner Methode: vereinfachte Grammatik und direkte Lektüre der Texte. Seiner Grammatik, den *Erotemata*, war ein dauerhafter Erfolg beschieden (140). Chrysolos'

Schüler gaben den Auftakt zu einem literarischen Phänomen, das im Lauf des 15. Jahrhunderts noch deutlicher in Erscheinung trat: lateinische Übersetzungen griechischer Texte. Im Verlauf eines guten Jahrhunderts (1397–1527) lassen sich ca. 154 Autoren verzeichnen, die übersetzt wurden, 165 Übersetzer und 784 Werke (142). Im Laufe des 15. Jahrhunderts wurde nahezu die gesamte bekannte griechische Literatur ins Lateinische übersetzt. Lateinische Übersetzungen wurden den griechischen Texten auch in der ersten Zeit des Buchdrucks beigegeben. Erst im Laufe des 16. Jahrhunderts verbreiteten sich Übersetzungen griechischer Texte in die Volkssprachen. Aber viele dieser Übersetzungen entstanden auf der Basis des Lateinischen und nicht der griechischen Originale (143).

Es versteht sich von selbst, dass in dem sehr umfassenden Kapitel über „Die Rezeption der Klassiker von der Antike bis zum Mittelalter“ (57–120) die karolingische und ottonische Renaissance sowie die Renaissance des 12. Jahrhunderts mit ihren Vertretern und Entwicklungen zu Wort kommen. Im Kapitel „Die Klassiker und die Humanisten“ (121–159) finden sich bekannte Namen, die mit den kulturellen Umwälzungen verbunden sind, die im 15. Jahrhundert Italien und dann ganz Europa veränderten: Lovato Lovati, Francesco Petrarca, Giovanni Boccaccio, Poggio Bracciolini, Niccolò Niccoli, Lorenzo Valla, Angelo Poliziano und viele mehr: Thematisiert werden die Ausbreitung der humanistischen Schrift von Florenz aus (134ff), die humanistischen Entdeckungen, die noch bis ins 16. Jahrhundert andauerten, aber auch die negativen Begleiterscheinungen der Suche nach antiken Texten, Fälschungen aus kommerziellen Gründen oder beruflicher Rivalität.

Am Beginn des Buchdrucks steht als erstes klassisches Werk Ciceros *De officiis*: 1465 wurden in Köln und Mainz davon gar zwei verschiedene Ausgaben veröffentlicht. Auch in den folgenden Jahren blieb Cicero der am meisten gedruckte klassische Autor. Am Jahrhundertende waren 18% der gedruckten klassischen Texte von Cicero und 11%

von Vergil. Auch noch im 16. Jahrhundert wurden vor allem Werke in lateinischer Sprache gedruckt (153). Die gedruckten Texte verbreiteten sich schnell und ersetzten die handschriftliche Produktion, die sich schon am Ende des 15. Jahrhunderts stark verringerte. Die Ausbreitung des Drucks fand übrigens auch Gegner. Federico da Montefeltro war ein Nostalgiker der Handschrift und sammelte noch in den achtziger Jahren Pergamentkodizes für die Bibliothek in Urbino. Ein glühender Anhänger der Handschrift, der Benediktinerabt Johannes Trithemius, warnte vor den Gefahren des Drucks in seinem Werk *De laude manualium*, für dessen Verbreitung er sich indessen einem Drucker anvertraute (154).

Auch Druckern und Herausgebern unterlaufen Fehler. Ende des 15. Jahrhunderts wurden einige Humanisten auf dieses Problem aufmerksam, denn in Zeiten des Buchdrucks wurde ein mitunter flüchtig edierter Text zum Standard und abhängig von der Höhe der Auflage ließ er handschriftliche Exemplare in den Hintergrund treten, auch wenn diese einen besseren Text boten. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts blieb dem Herausgeber eines klassischen Textes nichts anderes übrig, als vom *textus receptus* („überlieferter Text“) auszugehen, also dem Text der Druckausgaben. Zur Korrektur dieses Textes standen zwei Formen der *emendatio* („Korrektur“) zur Verfügung, die *emen-*

datio ope codicum („Korrektur mit Hilfe von codices“) und die *emendatio ope ingenii* („Korrektur durch Sprachvermögen“). Die Maßstäbe, nach denen beide Techniken vom 16. bis 18. Jahrhundert angewendet wurden, sind allerdings von denen der Philologie des 19. Jahrhunderts weit entfernt (170).

Nach einem Blick auf die Frühzeit der Paläographie, auf die Papyrusfunde in den Vesuvstädten und die Entdeckung von Palimpsesten beschreibt Fabio Stok die Anfänge der Altertumswissenschaft. Friedrich August Wolf gehörte zu den bedeutendsten Professoren an der 1810 gegründeten Berliner Universität und bildete in der von ihm selbst entworfenen „Altertumswissenschaft“ eine der zwei Hauptsäulen. Die andere Säule stellte der Lehrstuhl für die Philosophie des Idealismus dar, den Hegel innehatte (179). Die Textkritik entwickelte sich sodann zu einem Schwerpunkt altertumswissenschaftlicher linguistischer Forschung. Fabio Stok beschreibt die methodischen Schritte, die zu einer kritischen Ausgabe eines lateinischen oder griechischen Textes mit dem dazugehörigen wissenschaftlichen Apparat führen. Üblicherweise werden der Apparat und die *praefatio* auf Latein verfasst; die *Bibliotheca Teubneriana* und die *Bibliotheca Oxoniensis* halten sich noch heute daran: „Es handelt sich um die letzte überlebende Gepflogenheit aus einer Zeit, in der die gelehrte Welt sich auf Latein unterhielt“ (192).

Günther E. Thüry studierte Ur- und Frühgeschichte, Latinistik und Gräzistik in Basel. Seit 1980 ist er als Universitätslektor in Salzburg, Leipzig und Wien tätig. Wir in Berlin kennen ihn von Fortbildungsveranstaltungen als Fachmann für die römische Küche, für das Thema Liebe und Erotik im Römischen Reich und seinen Provinzen, für Siedlungshygiene und Umweltprobleme in der antiken Welt, für Archäobotanik und -zoologie, für Ernährungs- und Medizingeschichte, als Autor mit einer Vorliebe für Inschriften sowie für regionalgeschichtliche und regionalarchäologische Fragestellungen, als Ausstellungsmacher in Österreich, Ungarn, Frankreich und Deutschland und als Rekonstrukteur historischer Gartenanlagen.

Soeben ist von ihm ein schönes Buch zur Forschungsgeschichte der antiken Numismatik erschienen. Das antike Münzwesen stellt – genau besehen – seine früheste wissenschaftliche Liebe dar. Die erste eigenständige Publikation Thürys handelt von einem spätrömischen Münzfund in Kaiseraugst, seine erste Vorlesung in Salzburg war eine Einführung in die römische Münzkunde. Numismatische Themen gehören seit über 40 Jahren ununterbrochen zum Forschungsbereich von Günther E. Thüry.

Das reich illustrierte Buch ist denn auch entstanden aus Vorlesungen des Autors an der Universität Salzburg und dann aus einer Artikelserie, die in den Jahren 2013–2016 in der Zeitschrift „Money Trend“ (Wien) erschien. 25 solche vier- bis sieben-seitige münzgeschichtliche Artikel machen das Buch aus, ergänzt durch zwei umfangreiche Anhänge (Druckwerke des 16. bis mittleren 19. Jahrhunderts zu Themen der antiken Numismatik, 121–125, und Literatur über die Forschungsgeschichte der antiken Numismatik, 126–134) und drei Register (136–139; Namensregister, Sachregister, Register der Fundorte). Einen aus-gezeichneten Einstieg stellt eine tabellarische Übersicht zu den Entwicklungsschritten der Forschungsgeschichte von der Antike bis zur Mitte des 19. Jahr-

Günther E. Thüry, Der metallene Spiegel. Die Forschungsgeschichte der antiken Numismatik, money trend Verlag Wien 2017, 140 Seiten, ISBN:978-3-9504195-5-9, € 49,50 / Sfr 58,-



hunderts (119) dar mit Verweis auf die jeweiligen Kapitel des Buches, in denen der Autor den einzelnen Fragen nachgeht.

Schon ein paar Kapitelüberschriften können die Breite der Recherche von Günther E. Thüry andeuten: *Kulturvermächtis und Judaslohn. Antike Münzen zwischen Frühmittelalter und Renaissance*; – *Budés und Fulvius Erben. Anfänge der Numismatik an Donau, Elbe und Rhein*; – *Jacopa da Strada und Wolfgang Lazius: Ein numismatisches Duell*; – *Waffenlärm vertreibt die Musen. Frühbarocke Numismatik im Deutschen Reich, in Frankreich und Spanien*; – *Im Schatten des Königs. Tragische Numismatikerschicksale im barocken Frankreich*; – *Wie wichtig ist die Numismatik? Jean Hardouin und die Verschwörung der Fälscher*; – *Von Camden bis Addison. Antike Numismatik im barocken England*; – *Römer an der Ostsee? Karthager auf den Azoren? Das 18. Jahrhun-*



Abbildung 16 Francesco Petrarca (1304–1374). Gemälde des Altichiero da Zevio im Oratorio di San Giorgio in Padua.



Abbildung 18 Anker und Delphin: Die Druckermarke des Aldo Manuzio (aus seiner Suidas-Ausgabe Venedig 1514)

dert auf den Spuren gefundener Münzen; – *Ein Leben wie im Märchenbuch*. Valentin Duval und das numismatische Wien um 1750; – Joseph Hilaricus Eckhel und die ‚Doctrina Nummorum‘; – *Vom Spätbarock zum Biedermeier. Ein Rückblick und ein Ausblick*.

Natürlich trifft man in diesem Buch auf zahlreiche Persönlichkeiten, von denen etwa auch Fabio Stok in seiner Geschichte der Überlieferung und Rezeption der antiken Klassiker spricht (eine reizvolle Sache, diese Herrschaften aus einer anderen Perspektive bzw. eine neue Facette ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit zu erleben), aber die Numismatik ist speziell auch eine Leidenschaft der Könige. „Majestät erlauben sich einen Scherz“ überschreibt Thüry einen kleinen Exkurs an den Hof der eigenwilligen schwedischen Königin Christina, die sich wie der französische König Ludwig XIV. vom Vorbild der antiken Münze zu seiner Medaillenprägung anregen ließ. In ihrem



Abbildung 19 Anker und Delphin: der Denar RIC II² 112 des Titus. Dieser Rückseitentyp war das Vorbild der Druckermarke des Manuzio

römischen Exil ließ sie eine Medaille anfertigen, die auf der Vorderseite ihren Namen REGINA CHRISTINA und einen Kopf mit Helm zeigte, auf der Rückseite den in Flammen stehenden Vogel Phönix und in griechischer Schrift das Wort MAKELOS. Daraufhin begannen die Gelehrten zum großen Amusement der Königin ihre Lexika zu wälzen, um den Sinn der griechischen Rückseitenlegende zu ergründen. Das Griechischlexikon half dabei aber nicht weiter, was dann die Königin selbst tat. „Makelos“, klärte sie die Gelehrten auf, sei gar nicht altgriechisch, sondern schwedisch (heute: „makalös“) und bedeute



Abbildung 55 Aus dem Porträtbuch des Goltzius (Neuaufgabe von 1645): Denar des Kaisers Septimius Severus (193–211 n. Chr.; wobei freilich die Farbgestaltung zu einem Denar nicht passt). Prägung der Münzstätte Rom, 196–197 n. Chr. RIC 92[b]



Abbildung 68 „Hier irrt Tizian“, schrieb ein moderner Kommentator – und zwar deshalb, weil Tizian den Steuerdenar auf diesem Gemälde der Zinsgroschengeschichte nicht silbern, sondern golden dargestellt hat. Das Bild ist heute im Besitz der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden.

zweierlei: „wunderbar“ und „ledig“. Beides passe zu ihr (Thüry, 83).

Den Gedanken, dass das Münzporträt nicht allein der Illustration diene, sondern etwas vom Wesen der dargestellten Person preisgeben könnte, formulierte der bayerische Historiker Johannes Aventinus (i.e. Johannes Turmair aus Abensberg bei Kelheim), der über das Aussehen des römischen Kaisers Maximinus Thrax (235–238 n.Chr.) sinnierte: „Und ist Maximinus ain wilder grober greulicher peuerischer man gewesen ... hat ain ungeschaffen peuerisch angesicht (als sein münz anzeigt) gehabt und ist im die grobheit und hertigkeit aus den augen geschinen.“ Thüry

meint dazu: „Tatsächlich scheint zu diesen Gedanken zu passen, dass eine neuere naturwissenschaftliche These eine markante Kinnpartie wie die des Maximinus Thrax für ein mögliches Anzeichen auch von Aggressivität hält. Aber so einfach, wie Aventin und andere meinen, sind die beliebten Rückschlüsse von Bildern auf Charaktere wohl nicht wirklich“ (28). Guillaume Rouillé, ein französischer Verleger (1518–1589), gibt – fasziniert vom Individuellen – in seinem „Handbuch der Bilder der berühmteren Menschen von Beginn der Zeit an“ (Promptuarium iconum insigniorum a saeculo hominum, Lyon 1553) eine andere Begründung zur Faszination der Gesichter, offensichtlich ein Lieblingsthema seiner Zeit: „Es gibt auf diesem Erdkreis, der gewaltigen Bühne unter dem Himmelszelt, nichts Sehenswürdigeres als das Gesicht des Menschen. In ihm ist (sogar die Dämonen bekennen das) ein Spiegel Gottes zu bewundern und zu verehren; und die Anzeichen aller Tugenden leuchten klar aus diesem so engen und

doch so erhabenen Raum hervor ... Deshalb haben jene Menschen des Altertums das Gesicht als – kein Zweifel – den schönsten und vornehmsten menschlichen Körperteil ... im kleinen metallenen Rund ihrer Münzen ... abgeprägt und dargestellt“ (aus dem Vorwort des o.g. Buches von G. Rouillé) (Thüry, 33).

Eine hübsche Verknüpfung von den Anfängen des Buchdrucks und der Numismatik zeigt Thüry am Beispiel der Druckermarke, also der Wahl des Markenzeichens, des Venezianischen Verlagshauses des Aldo Manuzio auf: „Diese Drucker-marke zeigt einen Anker, um den sich ein Delphin windet. Als Vorbild hatte dafür die Darstellung von An-

ker und Delphin auf einem Denar des römischen Kaisers Titus aus dem Prägejahr 80 nach Christus gedient. Ein Exemplar der Münze war dem Drucker von seinem Freund Pietro Bembo geschenkt worden; und Manuzio hatte die Darstellung ungemein gefallen. Sie gefiel ihm allerdings deshalb so besonders, weil er das antike Münzbild missverstand. Manuzio – und ebenso der große Gelehrte Erasmus von Rotterdam – sah in der Kombination von Anker und Delphin ein Symbol für eine Überzeugung, die er teilte: für die Überzeugung nämlich, dass die Schnelligkeit im Leben (für die der Delphin stehe) nur dann eine vernünftige Sache sei, wenn sie sich mit einer gewissen Bedächtigkeit (vertreten durch den Anker) verbinde. Diese Regel ‚Eile mit Weile‘ war bereits das Motto des römischen Kaisers Augustus, der auch zu sagen pflegte: ‚alles geschehe schnell genug, wenn es nur gut geschieht‘ (Sueton Divus Augustus 25,4). Das ist nun zwar eine Weis-



Abbildung 85 An antiken Münzen interessierter König: Heinrich IV. von Frankreich (1594–1610) – hier in der Aufmachung eines römischen Feldherren. Gemälde Jacob Brunels im Musée nationale du Château de Pau (Dep. Pyrénées-atlantiques).

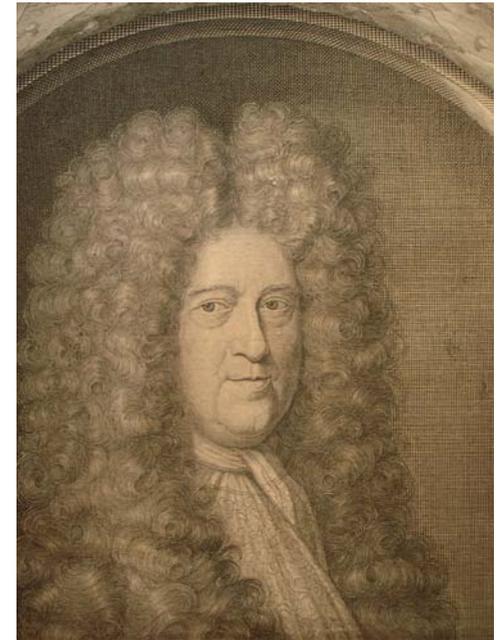


Abbildung 89 Altersbild des Diplomaten und Altertumswissenschaftlers Ezechiele von Spanheim (1629–1710), des Vaters der angewandten Numismatik. Kupferstich Pieter van Gunsts nach einem Gemälde Benoit Airlauds.

heit der Antike, die zeitlos und noch für die automobilistische Ära bedenkenswert scheint. Aber mit der Titusmünze hat sie an sich nichts zu tun. Die Denarrückseite mit Anker und Delphin stellt in Wahrheit zwei Attribute des Meeressgottes Neptun dar. Als Anlass der Prägung kommt die Eröffnung des Flavischen Amphitheaters, also des Colosseums, durch Kaiser Titus in Frage. Dabei wurde die Arena auch geflutet und wurden Schiffskämpfe gezeit“ (Thüry 16f).

Zur antiken Numismatik hat sich auch Johann Wolfgang von Goethe, besonders in Briefen im Kontext seiner Reise nach Italien, vielfach geäußert; so hat er – der zum Schluss eine Sammlung von 121 griechischen und 638 römischen und byzantinischen Stücken besaß – gegenüber seinem Freund Friedrich von Müller den „abgeklärten Ausspruch“ (Thüry) getan: „Der Mensch mache sich nur irgend eine würdige Gewohnheit zu eigen, an der sich die Lust in heiteren Tagen



Abbildung 150 Spottbild mit einer Gruppe Biedermeier-Antiquare. Kolorierte Lithographie des französischen Malers, Zeichners und Lithographen Louis-Léopold Boilly (1761–1845); ein Blatt aus seiner Lithographiemappe „Recueil des grimaces“ aus den Jahren 1823–1828.



Abbildung 161 Ein Blick in den Himmel: Hier hält die Allegorie der Numismatik (rechts) ein Münztableau in der Hand und diskutiert mit der Allegorie der Heraldik. Deckenfresko Bartolomeo Altomontes im Bibliothekssaal des steirischen Klosters Admont (1775/76).

erhöhen und in trüben Tagen aufrichten kann. Er gewöhne sich z.B. täglich in der Bibel oder im Homer zu lesen, oder Medaillen oder schöne Bilder zu schauen, oder gute Musik zu hören. Aber es muss etwas Treffliches, Würdiges sein, woran er sich so gewöhnt, damit ihm stets und in jeder Lage der Respect dafür bleibe“ (Thüry 105). Günther E. Thüry schließt den Darstellungsteil seines Buches mit einem Auszug aus dem Vor-

wort von Christian Wilhelm Huber, Numismatiker, Diplomat und Literat, im ersten Band der „Numismatischen Zeitschrift“ (erschieden 1869), der wiederum endet in der Feststellung: „Eine Münzsammlung ist kein todes Capital, sie trägt dem Besitzer durch Belehrung und Unterhaltung reichliche Zinsen“ (Thüry 118). Das lässt sich auch über dieses Buch (und seine Illustrationen) sagen: es belehrt und unterhält in hohem Maß!

Die beiden Autoren dieses gewichtigen Buches kennen Sie aus den Medien. Es gibt kaum eine Dokumentation über das alte Ägypten, in der nicht Zahi Hawass zu Wort kommt, erfolgreicher Ausgräber auf dem Gizeh-Plateau, Direktor der Gizeh-Pyramiden, Generalsekretär der ägyptischen Altertümerverwaltung, Minister für Altertumsgüter, kurz: der bekannteste Ägyptologe seines Landes.

Wenn es um die Pyramiden geht, fällt immer auch der Name des US-Amerikaners Mark Lehner, des führenden Experten auf dem Gebiet der Pyramidenforschung. Beide Autoren kennen sich seit Studentenzeiten Mitte der 70-er Jahre. Mark Lehner leitet später die Ancient Egypt Research Associates (AERA), die zahlreiche großangelegte Forschungsprojekte, wie z.B. das Gizeh Plateau Mapping Project, die wissenschaftliche Erforschung der Sphinx etc. ins Leben riefen.

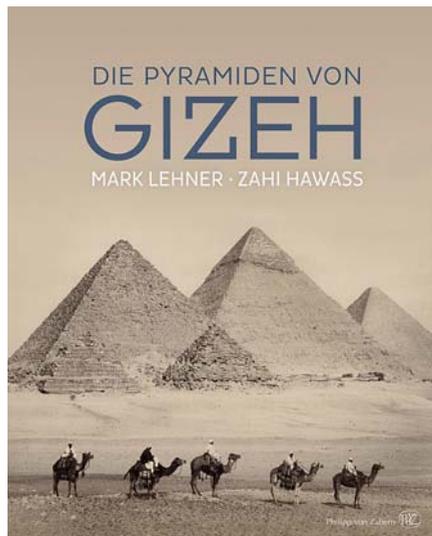
Seit den 90-er Jahren ist Mark Lehner in meinem Unterricht präsent gewesen; er ist der Archäologe, der bei meinen Schülern regelmäßig Staunen und Bewunderung hervorrief. Eines seiner öffentlichkeitswirksamsten Projekte war der Pyramidenbauversuch von 1991 durch ägyptische Bauhandwerker und Steinmetze mit Werkzeugen und Techniken der Antike. Mark Lehner realisierte den Nachbau einer kleinen Pyramide, um die benötigte Zahl von Arbeitern beim Pyramidenbau abzuschätzen. Erwartete und unerwartete Probleme kamen dabei zum Vorschein. Darüber gab es zwei 45-Minuten-Filme, an Spannung kaum zu überbieten: experimentelle Archäologie im besten Sinn, der Renner in meiner damals etwa 300 Kassetten umfassenden Videosammlung zu Themen der Antike, hier zum letzten weitgehend erhaltenen Weltwunder der Antike. Im Kapitel 16 dieses Buches – Wie sie die Pyramiden gebaut haben könnten – kommt Lehner auf dieses Projekt zu sprechen, illustriert durch etliche Fotos (413–419).

Doch zurück zum Anfang und den Anfängen dieses Buches. Im Vorwort bekennen die beiden

**Mark Lehner, Zahi Hawass,
Die Pyramiden von Gizeh.**

Aus dem Engl. von Martina Fischer,
Dr. Renate Heckendorf und Dr. Cornelius
Hartz, **Verlag Philipp von Zabern –
WBG 2017, 560 S. mit über
400 farbigen Abbildungen,
ISBN 978-3-8053-5105-8, € 129,00**

Die englische Originalausgabe
Giza and the Pyramids erschien 2017 bei
Thames & Hudson Ltd. London



Autoren: „42 Jahre haben wir an *Die Pyramiden von Gizeh* gesessen. Das ist wahrscheinlich länger als der Bau der Cheops-Pyramide gedauert hat. Seit 30 Jahren stand sogar bereits der Titel fest. Alles begann 1986 unter der Ägide unseres gemeinsamen Mentors William Kelly Simpson, der mit dem unermüdlichen Lektor Colin Ridler von Thames & Hudson vereinbarte, dass wir ein allgemein gehaltenes Buch über Gizeh schreiben würden“ (Vorwort, 9). Beiläufig erzählen beide Autoren, was sie über die Jahre beschäftigt hat: „In Gizeh grub Zahi Hawass den Arbeiterfriedhof an der Ostseite des Gebel al-Qibli aus, und Mark Lehner legte ... die Arbeiterstadt an der Krähen-

mauer frei, die so groß war wie sieben Fußballfelder ... Hawass war an Ausgrabungen an diversen Stätten in ganz Ägypten tätig ... und Mark Lehner gelang es, die Wasserstraßen und Häfen der 4. Dynastie zu rekonstruieren“ (11–13). Beide publizierten unabhängig voneinander zahlreiche Bücher. „Auf dem Gizeh-Plateau hatten wir währenddessen so viel zu tun, dass wir *Die Pyramiden von Gizeh* weiter aufschoben“ (12).

Was dann eintrat, überrascht nicht: „Was 1986 ‚neu‘ gewesen war, war 1996 bereits ein alter Hut, erst recht aber 2006, und bis 2016 hatte sich unser Archiv komplett verändert und war um ein Vielfaches gewachsen. Die Fülle neuer Gräber und neuer Daten über den Alltag der Pyramidenbauer, ihre tönernen Siegelabdrücke, ihre Bäckereien, Metzgereien und Werkstätten, die Überreste von Pflanzen und Tierknochen – all das ist inzwischen in neuen Archiven versammelt, die mindestens so viel Material für neue Forschungen bieten wie die Funde von Hassan, Reisner und Junker im vorigen Jahrhundert. Im Lauf der Jahre entwickelte sich unser Buch *Die Pyramiden von Gizeh* zusammen mit unserer Forschung ständig weiter. Wir mussten neue Kapitel hinzufügen, andere nach mehreren Jahrzehnten umschreiben ... Mitunter kam es uns so vor, als würden wir das Buch eines anderen bearbeiten. Und im Grunde stimmte das ja auch: Schließlich hatten wir manche Texte geschrieben, als wir noch nicht halb so viel wussten wie jetzt“ (13)

Wie muss man sich ein Buch über die drei großen Pyramiden von Gizeh vorstellen, das von zwei Autoren stammt, die seit über vier Jahrzehnten Grabungen auf dem Gizeh-Plateau durchführen und leiten? Es ist an Detailreichtum, Genauigkeit und Aktualität kaum zu überbieten. Auf 20 umfangreiche Kapitel folgt gar noch ein Nachwort „Neues aus Gizeh“ (526ff). Kaum eine Frage wird ausgelassen, etwa „alternative Theorien und New-Age-Gedankengut“ (25f) zum Pyramidenbau, Rätsel und offene Fragen werden als solche benannt. Geographie und Geologie spielen eine bedeutende Rolle, z.B. in Kap. 3: Die

Entstehung des Gizeh-Plateaus. Natürlich gibt es ein Kapitel über die „Ursprünge der Pyramide“ (63ff) bis hin zum Pyramiden-Bauboom. Sehr spannend fand ich das Kapitel über „Forscher, Wissenschaftler und Expeditionen“ (81ff), in dem es immer wieder um folgenreiche Fehldeutungen geht: „Bis Griechen und Römer Gizeh besichtigten, hatten sich die Fakten bereits unaufhaltsam mit den Sagen über die Pyramiden vermischt. Um die Mitte des 5. Jhs. v. Chr. hörte Herodot einen ausgesprochen negativen Bericht über Chufu, den er Cheops nannte. Er war es, der schrieb, Sklaven seien zum Bau der Großen Pyramide gezwungen worden“ (82). Über den Abbau der Pyramidensteine und des Sphinx zur Zeit des großen Saladin (1138–93) berichtet der Historiker Abd al-Latif aus Bagdad; auch schrieb er, die Pyramiden seien mit nicht entzifferbarer Schrift bedeckt: „So zahlreich sind die Inschriften, dass nur diejenigen abgeschrieben wurden, die man auf der Oberfläche der beiden Pyramiden findet; dies würde etwa zehntausend Seiten füllen.“ Hierbei müsse es sich um die Graffiti von Besuchern noch aus der Pharaonenzeit gehandelt haben (85) und die Verkleidung der Pyramiden müsse bei Abd al-Latifs Besuch 1197 noch weitgehend intakt gewesen sein.

Eine der frühesten europäischen Darstellungen der Pyramiden befindet sich auf einem „Mosaik in der Kuppel der Basilika St. Markus in Venedig. Es zeigt die Pyramiden als Kornspeicher des Josef. Diese Vorstellung ging von den lateinischen Schriftstellern Rufinus und Julius Honorius aus dem 4. und 5. Jh. aus“ (86). Athanasius Kircher (1601–80), der als „Vater der Ägyptologie“ gilt, „zeichnete die Pyramiden in seinem 1679 veröffentlichten *Turris babel, sive Archontologia* mit doppelten Mausoleum-Eingängen in der Größe von Garagentoren“ (86f). Der Oxford Professor für Astronomie John Greaves (1602–52), mit dem die Anfänge wissenschaftlicher Beschreibung verknüpft sind, wischte alle mythischen Erzählungen über die Gizeh-Pyramiden beiseite. Engländer, Franzosen, Deutsch, Dänen

u.v.m. gehören fortan zu den Besuchern des Gizeh-Plateaus.

Der Ägyptenfeldzug unter Napoleon Bonaparte im Jahr 1798 markiert eine bedeutende Schwelle in der Erforschung des Alten Ägypten. Seine Gelehrten rechneten ihm bei seinem Besuch der Pyramiden vor, „dass die Steinmasse der drei Hauptpyramiden für eine 50 cm dicke und drei Meter hohe Mauer um Frankreich herum ausreichte und dass die Steine – längs hintereinander gesetzt – zwei Drittel des Erdumfangs ergäben“ (90f). Leider begann in dieser Zeit der exakten Dokumentation auch die Ära des Plünderns und der zerstörerischen, unsystematischen Ausgrabung. Zu denen, die in den Folgejahren die Pyramiden erkundeten, zählt auch Carl Richard Lepsius (1810–84) als Leiter einer von König Friedrich Wilhelm IV. ausgesandten preußischen Expedition nach Ägypten. Sein Architekt Georg Erbkam fertigte übrigens die exakteste Karte des Gizeh-Plateaus seit Napoleons Feldzug an, die erst in den späten 1970-er Jahren übertroffen wurden. (97). Die Forschungsgeschichte des 20. Jahrhunderts legen die Autoren umfassend dar und stellen fest, dass die lange Reihe der Gizeh-Untersuchungen den Nebel aus Mythen und Legenden gelichtet hätten, der über Herkunft und Zweck der Pyramiden lag. Die rabiante Untersuchung mit Schwarzpulver und Brechisen sei den Methoden mit geophysikalischen, ‚fernerkundenden‘ Lasern und Forschungsrobotern gewichen. Den Forschern sei klar geworden, dass sie noch mehr über das Pyramidenzeitalter lernen konnten, wenn sie sich von den eigentlichen Pyramiden ab- und der sie umgebenden Gräberstadt zuwenden (107).

In den folgenden sechs großen Kapiteln geht es dann um die Pyramiden des Cheops, des Chephren und des Mykerinos, um die Tempelanlagen und Gräber, um den Großen Sphinx und das Chentkaues-Denkmal, „Gizehs i-Tüpfelchen“, ein „äußerst ungewöhnliches, nur schwer einzuordnendes Denkmal“ (286). Die

Dimensionen dieses Komplexes sowie die Form ihres Grabes unterstützen den Eindruck, dass Chentkaues I. als rechtmäßige oberste Herrscherin regierte (311).

Ein jüngeres Forschungsobjekt ist die östlich und westlich der Cheops-Pyramide gelegene Gräberstadt mit vier Kernfriedhöfen mit mächtigen Mastaba-Gräbern, in den Jahren 1842-45 von Lepsius erforscht und zwischen 1987 und 2000 erneut von Zahi Hawass untersucht: "Viele, die als junge Leute an den mächtigen Pyramiden-Projekten der 4. Dynastie mitgearbeitet hatten, kehrten in der 5. Dynastie, alt geworden, offenbar nach Gizeh zurück, um hier ihre Gräber auszustatten. Viele konnten ihre Gräber nicht mehr zu Lebzeiten fertigstellen; ihre Scheintüren blieben leer. Gizeh scheint für sie der Ort gewesen zu sein, den sie mit ihren intensivsten Arbeits- und Lebenserfahrungen verbanden. Alte Gräber und Friedhöfe wurden erweitert, die Lücken zwischen ihnen geschlossen, und so hinterließen uns die nachfolgenden Generationen in der großen Gizeh-Nekropole rund um die alten Friedhofskerne, rings um Pyramiden und Sphinx regelrechte Gräbergalaxien" (337).

Die Geschichte der Ausgrabung des Arbeiterfriedhofs beginnt schmerzhaft: "Am 14. April 1990 wurde eine amerikanische Touristin beim Ritt über das Plateau abgeworfen, als ihr Pferd gegen etwas Hartes stieß. Es war ein kleiner Abschnitt einer Lehmziegelmauer, etwa 10 m von den Ausgrabungen der Jahre 1988/89 entfernt. Am 4. Mai nahm das Gizeh-Inspektorat die Grabungsarbeiten in dem Bereich auf, den wir später Arbeiterfriedhof nennen sollten. Seitdem haben wir (Hawass) über einige Jahre hinweg mit dem kompletten Archäologen- und Spezialistenteam sowie 70 Arbeitern hier verbracht" (340). Die Funde verraten viel über die Menschen und ihre Aufgaben, so eine Mastaba aus hochwertigem Kalkstein, geschmückt mit feinen Hieroglyphen in horizontalen Registern auf dem Türsturz: "Ny-su-wesert ('Er gehört zu den Mächtigen') habe ein 'wunderbares hohes Alter

unter dem großen Gott (dem König) erworben'. Seine Titel lauten ‚Hüter des Eigentums des Königs‘ und ‚Verwalter der großen Domäne‘“ (347). Viele Frauen wurden im Arbeiterfriedhof mit oder neben ihren Ehemännern bestattet. Man hat auch zwei Gräber gefunden, in denen nur Frauen bestattet waren. Sie haben möglicherweise allein in Gizeh gearbeitet; die Gräber je einer Priesterin der Hathor und der Neith wurden hier gefunden (350).

Kap. 15 handelt vom Leben in Gizeh: Arbeitersiedlungen und Pyramidenstädte (355ff). Viele stellen sich die Pyramiden als majestätisch-isolierte Bauten vor. Aber um die Pyramiden herum drängen sich die Gräber der Elite; der Arbeiterfriedhof zeugt noch von den Menschen – mit Titeln, Statuen und Szenen des täglichen Lebens. Die Menschen, die die Arbeiterschaft bildeten, müssen in den Jahren und Jahrzehnten der Entstehung der Pyramiden in fußläufiger Entfernung zur Baustelle gewohnt haben. Gizeh muss über eine Spanne von knapp 75 Jahren geradezu pulsiert haben. Die erst wenige Jahre zurückliegenden Grabungen brachten bemerkenswerte Funde zum Vorschein (dargestellt mehrfach als Rekonstruktionszeichnung), so zwei intakte Bäckereien aus der Pyramidenzeit (374ff). Brot und Bier waren im Alten Ägypten Grundnahrungsmittel. In Grabszenen des Alten Reichs wird in denselben Einrichtungen Brot gebacken und Bier gebraut. Mark Lehner ließ 1993 solch eine antike Bäckerei nachbauen und in Betrieb gehen: „Letztendlich stellten wir aus verschiedenen Gerste-Emmer-Kombinationen tatsächlich genießbares Brot her, wenn es auch etwas zu sauer war – wir ließen den Teig zu lange gehen, sodass sich zu viele der Milchsäurebakterien, die eine Symbiose mit der Hefe eingehen, bildeten“ (377).

Viele Details zum Pyramidenbau enthält das Kap. 16: Wie sie die Pyramiden gebaut haben könnten (403ff). Es beginnt mit der lapidaren Feststellung: „Viele Ideen zum Pyramidenbau erweisen sich bei genauerer Betrachtung im hellen Sonnenlicht

Ägyptens als unbrauchbar“ (404). „Im ersten Schritt mussten die Baumeister jeweils zunächst die Landschaft für Pyramide, Aufweg und Tempel aufteilen und auch die Steinbrüche, Werkhöfe, Transportwege, Hafen, Lagerplätze und Arbeitersiedlungen effizient unterbringen. Versorgungslinien für alle Baumaterialien und Brennstoff waren einzurichten. Nahrungsmittel für die Arbeitskräfte zu beschaffen“ (404). Als im Rahmen der TV-Reihe NOVA in Gizeh eine kleine Pyramide gebaut wurde, konnten etliche Theorien etwa über den Transport der Steine auf Schlitten, über den Wüstenlehm als Schmiermittel, über Transportbahnen zwischen Wasserweg und Bauplatz bestätigt, widerlegt oder modifiziert werden, etwa der Gebrauch von Seilen: „Auf Grabszenen sind Reihen von Männern zu sehen, die an dicken Tauen Boote mit schweren Särgen ziehen. Nach den Erfahrungen heutiger Steinmetze reicht die Zugfestigkeit von trockenen Seilen zum Transport von schweren Lasten nicht aus: sie reißen schnell. Zum Stürzen großer Blöcke verwenden sie daher mit Öl behandelte Seile von 4 cm Durchmesser. Um für den Ziehenden griffig zu sein, darf das Tau nicht zu dick sein“ (413).

Bemerkenswert ist, dass Mark Lehner im Kapitel 16: „Wie sie die Pyramiden gebaut haben könnten“ vielfach im Konjunktiv spricht sowie Wahrscheinlichkeiten formuliert: „Die Blöcke der obersten Lage könnten aber durchaus zunächst über Rampen so hoch wie möglich hinaufgebracht und dann durch Hebeln in ihre Position befördert worden sein“ (417). – „Für die Bildung der rechten Winkel an den Ecken sind drei Möglichkeiten denkbar. Die Vermesser könnten“ (409). – „Wahrscheinlich nutzten sie Quarzsand als Schleifschlamm“ (406). – „In der Theorie mag das schlüssig erscheinen, in der Praxis aber ergeben sich Probleme ...“ (408). Solche Eingeständnisse sind für den Leser hilfreich, weil sie ihn erkennen lassen, wo die vielfältigen Rätsel und Probleme des Pyramidenbaus weiterhin liegen. Gegenläufig ist Kap. 17 konzipiert: Vor Ort in Gizeh: die Pyramidenprojekte (421ff). Dort zeigen die Autoren,

wie minutiöse Beobachtungen unsere Kenntnisse immer wieder erweitern. Beispiel Meißelspuren. Mark Lehner erzählt, dass er mit Nick Fairplay, dem Meisterbildhauer der Kathedrale St. John the Devine in New York, Arbeitsspuren der Steinmetze studiert habe: „Als er die Meißelspuren an den Wänden der Großen Galerie in der Cheops-Pyramide in Augenschein nahm, konnte er genau erkennen, an welcher Stelle ein einzelner Steinmetz pausiert, sein Werkzeug nachgeschliffen und schließlich die Bearbeitung der Oberfläche fortgesetzt hatte. Unmittelbar vor einer Unterbrechung begannen die Meißelecken sich zu biegen und tiefere Linien in die Kanten des Schnittkanals zu hinterlassen“ (426f). Auf jede der drei Großen Pyramiden bezogen stellt Mark Lehner spezifische Besonderheiten, Merkmale, Fassungen, Berechnungen und Werkzeugspuren zusammen, die als unbedeutende Details erscheinen und meist übersehen werden mögen. „Tatsächlich bieten sie aber einige der besten und überzeugendsten Anhaltspunkte dafür, wie die Pyramiden von Gizeh gebaut wurden – eine Leistung, die manche als nicht menschenmöglich ansehen“ (460f).

Nach 500 Seiten Lektüre und vielen z.T. grandiosen Bildern möchte man meinen, dass die Erforschung dieses Weltwunders durch Generationen von Archäologen und Pyramidenspezialisten ein gewisses Ende erreicht hätte, aber dem ist nicht so. Eigentlich haben das ja schon die respektablen

Ausgrabungen und Forschungen der beiden Autoren in den vergangenen Jahrzehnten auf dem Gizeh-Plateau umfassend belegt. Im Nachwort „Neues aus Gizeh“ (526ff) berichten die Autoren von „kürzlich entdeckte Wadi-el-Jarf-Papyrus aus der Zeit des Cheops“ (526), die „Aufschluss geben über zahlreiche reale Personen, die in der noch recht obskuren Geschichte des frühen Alten Reichs eine Rolle spielten“. Ein weiteres internationales Projekt – ScanPyramids – forscht nach bislang unbekanntem Hohlräumen in den Pyramiden. Dabei arbeitet man mit Myonen; diese Elementarteilchen sind überall präsent und durchdringen zu Millionen und Abermillionen alle materiellen Strukturen. Auf speziellen Geräten hinterlassen Myonen Spuren, die ein Bild ähnlich einer Röntgenaufnahme ergeben. Ergänzt wird diese Technik durch Infrarot-Untersuchungen. 2015 wurde schließlich die bislang gründlichste Vermessung der Basis der Cheops-Pyramide durchgeführt. Fazit ist, „dass alle vier Seiten nur um 5 mm voneinander abwichen – eine nahezu perfekte Konstruktion. Man vergleiche nur den Maximalwert im Osten (230,373 m) mit dem Maximalwert im Westen (230,378 m“ (531f).

Was soll man zu solch einer grandiosen „Vermessung der Großen Pyramiden“ von zwei so versierten Akteuren und Autoren anderes sagen, als dass „Die Pyramiden von Gizeh“ ein ziemlich perfektes Opus Grande ist, das neue Standardwerk zu diesem unerschöpflichen Thema.

Das Schulfach Latein steht im Spannungsfeld zwischen historischer Ausrichtung der Fachinhalte und dem Blick nach vorne auf Modernisierung – so die These der fünf Autoren dieses Praxishandbuchs, die überwiegend an der Universität Regensburg studiert haben und nun an der Ludwig-Maximilians-Universität München bzw. im Bayerischen Schuldienst tätig sind. Das kompakte (und preiswerte!) Handbuch soll gleichermaßen Studierende, Referendare und erfahrene Lehrkräfte des Faches ansprechen. Seine drei Teile bieten dabei für jeden Adressatenkreis genügend Material zum historischen Verständnis, zur Reflexion, zur Erprobung, zur Bestimmung der eigenen Lehreridentität. Mit zwei Abschnitten fällt *Teil I: Voraussetzungen* recht überschaubar aus. Völker Müller beschreibt unter der Überschrift „Historisch-institutionelle und kulturelle Voraussetzungen“ knapp die Tradition des Lateinunterrichts und den Status quo sowie die Fachleistungen des Lateinischen als Unterrichtsfach: „Der Lateinunterricht kann in der Zukunft – neben seiner ohnehin schon etablierten Multivalenz – (die Überzeugung, dass Latein eben nicht nur ein Sprachfach sei, sondern viele andere Inhalte vermitteln) – seine besondere Kraft aus der verstärkten Präsenz der Antike in der Alltagskultur der Gegenwart schöpfen“ (18). Die „Schülerindividualität“ bildet den zweiten Aspekt der Voraussetzungen; diese wird bestimmt von einem ziemlich differenten Bildungshintergrund – auch bei der Klientel des Lateinunterrichts. Mit Verweis auf das groß angelegte Berliner Projekt *Pons Latinus – Schülerinnen und Schüler nichtdeutscher Herkunftssprache lernen Latein* konstatiert Volker Müller: Es dürften „keine gravierenden Schwierigkeiten zu erwarten sein, sollten Schüler mit Migrationshintergrund Latein als Fach wählen; im Gegenteil, die geschilderten Vorteile für sie legen geradezu die Wahl von Latein nahe“ (36). Um die Lernerindividualität aufzugreifen, seien die mit einer Individualisierung einhergehende innere oder Binnendifferenzierung und die Kombination

Markus Janka (Hrsg.): Latein didaktik. Praxishandbuch für die Sekundarstufe I und II, Cornelsen Verlag Berlin, 2017, kartoniert, 256 Seiten, ISBN 978-3-589-15331-6, 22,99 €



unterschiedlicher Lernformen das Mittel der Wahl (also Differenzierung nach Lernwegen, nach dem Umfang des Lernstoffs, nach Anforderungsniveau, nach der Wahl der Sozialformen und der Arbeitsform).

Teil II ist erwartungsgemäß der Teil mit dem größten Umfang (40–171), im Focus steht der konkrete Unterricht. Markus Janka und Volker Müller sowie Jan König und Rüdiger Berneck präsentieren die gängigen Themenfelder *3. Die Spracherwerbphase und ihre Zielsetzung*, *4. Arbeiten mit dem Lehrwerk*, *5. Übersetzen*, *6. Textarbeit*, *7. Formen der Interpretation*, *8. Die Lektürepräsenz* und *9. Unterrichtsplanung*. Hier geht es fraglos um die Grundprinzipien, das Basiswissen und das unverzichtbare Handwerkszeug des Lateinlehrers. Reizvoll und inspirierend sind in diesem Abschnitt die knappen Übersichten zu einzelnen Aspekten,

etwa „Grundsätze des Spracherwerbsunterrichts“ (41), „Prinzipien des Übens und Aufgabenformate“ (77–83), „Lektüreprinzipien“ (137ff), sodann die historischen Rückblicke und Übersichten zu den Entwicklungsstufen, die beim Leser den Blick schärfen für das, was gegenwärtig gilt, z.B. „Schulische Relevanz von Grammatikmodellen“ (42), „Kulturkunde“ (55ff), „Lehrbücher und ihre Generationen“, (62–71), „Das Ringen um die 'gute Übersetzung' in der öffentlichen Diskussion und im Unterricht“ (88ff), Übersetzungsmethoden und Dekodierungsverfahren (92ff), „Arbeit am Text: Nicht nur Übersetzen und Interpretieren“ (101ff), „Von der philologischen Interpretation zum Lektüreunterricht: Didaktische Modellierungen“ (113ff), „Didaktische Modelle als Grundlage von Unterrichtsplanung“ (156ff), aber auch Konkretionen und Praxisbeispiele, z.B. „Grammatikeinführung konkret,“ (45ff), „Ansätze zu einer neuen didaktischen Konzeption der Wortschatzarbeit im Lateinunterricht“ (53ff), „Textarbeit in der Spracherwerbsphase“ (103ff), „Textarbeit in der Lektürephase“ (108ff), „Kriterien sinnvoller Einstiegstexte“ (sc. bei der ersten Lektüre) (140 ff), „Wortschatzarbeit“ (146ff), „Anforderungen an moderne Lektüreausgaben“ (152ff), „Mögliches Artikulationsschema einer Lateinstunde“ (165–171).

Richtig interessant wird es in *Teil III: Herausforderungen* (172–238), in diesem Abschnitt erläutern die fünf Autoren des Buches die aktuellen Fragestellungen des Lateinunterrichts. Volker Müller sieht als „*Fachspezifische didaktisch-methodische Forderungen an den Lateinunterricht*“ (Kap. 10) die Schülerorientierung, Handlungsorientierung, Visualisierung und Motivation. In Sachen Motivation darf man keine Zaubermittel erwarten; also nicht viel Neues unter der Sonne beim Thema Motivation durch die Lehrkraft, aber höchst Entscheidendes: „Die Motivationskraft eines Lehrers liegt in seiner *Persönlichkeit* und seiner *Fachkompetenz*: Er sollte auf jeden Fall von *seinem Fach und den Alten Sprachen überzeugt sein*, denn

nur dann wirkt man authentisch und den Schülern gegenüber glaubwürdig. Zweitens gilt es, die Schüler vor allem im Anfangsunterricht durch *Anerkennung* zu ermutigen und bei Misserfolgen *adäquate Hilfestellung* zu geben, um die Freude der Schüler am Fach aufrechtzuerhalten. Drittens sollte die Lehrkraft durch *vielfältige Beispiele den Wert des Lateinlernens für die eigene Lebenswelt überzeugend* demonstrieren können.“ (179)

Mit „*Alternativen Methoden*“ setzt sich Volker Müller im Kap. 11 auseinander und benennt nach Beschreibung der Idee des *Offenen Unterrichts* vier methodische Konzepte: handlungsorientierte, materialgestützte, projektartige Unterrichtskonzepte und außerschulische Aktivitäten (180f). Den Vorzügen solcher Konzepte – „Aufgrund seines kreativen und flexiblen Potenzials ... bieten sie sich in besonderem Maße an, fächerübergreifende und -verbindende Synergien zu nutzen“ – stehen leider auch spezifische Probleme entgegen: es „steht ihrer praktischen Umsetzung oftmals die durch die Stundenkürzungen bedingte Zeitknappheit entgegen“ (185). – Einen vergleichsweise neuen Aspekt von Lateinunterricht, die „*Kooperation im fächerverbindenden und fächerübergreifenden Lateinunterricht*“ (Kap. 12) thematisiert Markus Janka und weist darauf hin, dass auch die universitäre Klassische Philologie sich in den vergangenen Jahrzehnten als „Grundlagenfach“ wiederentdeckt habe. In der Spracherwerbsphase ist als Beispiel die Mehrsprachigkeitsdidaktik (Latein plus) zu nennen (194ff). Beispiele auch für die Lektürephase: „rezeptionsorientierte Interpretation und wissenschaftspropädeutische Seminare“ (198ff). – Ein Themenfeld, das so elaboriert in keiner lateinischen Fachdidaktik der letzten Jahrzehnte anzutreffen ist, bearbeitet Michael Stiersdorfer: „*Latein und die Präsenz der Antike in der postmodernen Alltagskultur*“, Kap. 13, 203–221. Man weiß, dass seit der Renaissance Autoren Elemente aus der griechisch-römischen Mythologie in Texte einbauten, die für Kinder und Jugendliche

gedacht waren. „Dass dieses Phänomen in der Postmoderne insbesondere seit dem Jahr 2005 in einer so signifikanten Vielfalt und Bandbreite der verwendeten mythologischen Elemente (Mytheme) kulminiert, ist ein für die Lateindidaktik elektrisierender Befund“ (203) – deshalb auch die zentrale These der Autoren: „*Der Lateinunterricht kann in der Zukunft seine besondere Kraft aus der verstärkten Präsenz der Antike in der Alltagskultur der Gegenwart schöpfen*“ (18). Einschlägige Comics, Filme, Computerspiele und Internetinhalte stellt M. Stiersdorfer beispielhaft vor und zieht den Schluss, dass „sich Rezeptionsdokumente aus der multimedial geprägten Alltagskultur überaus vielfältig im Alltagsunterricht einsetzen“ lassen. Solche Rezeptionsdokumente eignen sich als Einstieg bzw. Motivation, zum Vergleich mit den mythologischen Standardversionen. Fortgeschrittene Schüler können erkennen, „dass das antike Werte- und Normensystem überblendet wird und die modernen Autoren den Mythen und Erzählungen aus der Historie oftmals das westliche Werte- und Normensystem ‚überstülpen‘. Bei jüngeren Schülern reicht es, wenn sie feststellen, dass Lateinunterricht nicht etwas Überholtes und Verstaubtes behandelt, sondern anhand von modernsten Rezeptionsdokumenten aktuelle Relevanz gewinnt“ (221). – Rüdiger Berneck geht in Kap. 14 der „*Kompetenzorientierung im Lateinunterricht*“ nach, fragt nach Entstehung und Bedeutung des Begriffs, untersucht die „*Kompetenzorientierung in Lehrplänen*“: „Kompetenzorientierter Unterricht wird also, wo immer möglich, den Schülern die Möglichkeit bieten, sich selbstständig neues Wissen und Können durch Vernetzung mit bereits Gelerntem zu erwerben und dabei auf die angewandten Methoden zu reflektieren“ (227). „Zentrale Bedeutung kommt im kompetenzorientierten Unterricht einer Aufgabekultur zu, die durch komplexe Anwendungssituationen den kreativen und flexiblen Einsatz von Wissen und Können fördert“ (229). – Kap. 15 schließlich gilt der „*Inklusion im Lateinunterricht*“ (232–238). Volker Müller grenzt zunächst den

Begriff *Inklusion* von *Integration* ab und hält fest, es sei damit der „Einbezug aller Schüler mit allen Heterogenitätsdimensionen in den Unterricht an allgemeinbildenden Schulen“ gemeint, „indem sich eine veränderte Schulkultur und ein adäquater Unterricht mit Blick auf die Akzeptanz der Vielfalt etabliert“ (232). Volker Müller betrachtet einzelne Kategorien von Heterogenitätsdimensionen und beurteilt dann die Schwierigkeiten eines inklusionsdidaktischen Weges für das Fach Latein, wobei er konzedieren muss, dass es dazu noch keine konkreten Leitlinien gebe und seine Ausführungen als erste Anregung und Vorschläge mit weiterem Konkretisierungsbedarf zu verstehen seien. Praxiserfahrungen machten deutlich, dass „jegliche Form von Strukturierung vor allem Schüler mit Lernschwierigkeiten und Beeinträchtigungen in der geistigen Entwicklung eine große Erleichterung ist“. Strukturierung, Klarheit, Visualisierung, ein freundliches Unterrichtsklima, Geduld, Toleranz für Langsamkeit, transparente Leistungserwartungen, die Schulung im Umgang mit Misserfolgslebnissen.

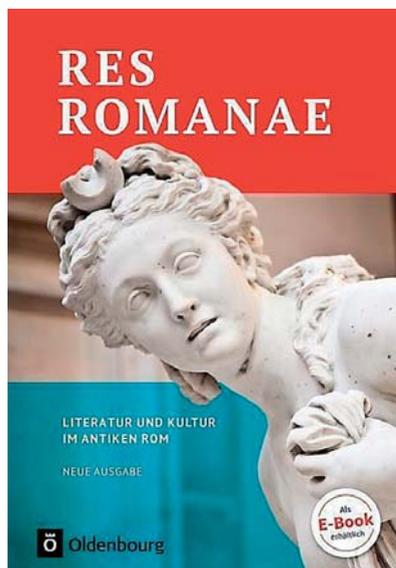
Der Lateinunterricht in der Gegenwart bietet auf zahlreichen und sehr unterschiedlichen Ebenen Raum für ein Engagement, das das Fach und die Lehrerrolle weiter entwickelt und voranbringt. Ein einzelner Lehrer wird nicht auf allen in diesem Buch beschriebenen Baustellen präsent und aktiv sein können, aber auf der Baustelle, die an seiner Schule besonderen Einsatz erfordert oder auf der er sich besonders kompetent fühlt oder prägend sein möchte, sollte er sich bei der Modernisierung des Faches einbringen.

Ein schon klassisch zu nennendes Lehrbuch für den Lateinunterricht ist soeben in einer grundlegenden Neubearbeitung erschienen. Heinrich Krefeld hat dieses Format vor Jahrzehnten begründet, das selbst in Zeiten von Wikipedia als Arbeitsbuch und Nachschlagewerk hervorragende Dienste leistet und zum Grundbestand einer Schulbibliothek gehört; als neue Herausgeber fungieren bei dieser Ausgabe, die sich in ihren bewährten Passagen stark an frühere Auflagen (zuletzt 2008) anlehnt, Peter Kuhlmann und Susanne Pinkernell-Kreid, die die neue Ausgabe mit einem zehnköpfigen Autorenteam orientiert an den aktuellen Vorgaben der Curricula für das Fach Latein erarbeitet haben.

Inhalte des Buch sind die Inhalte des Lateinunterrichts von den ersten Unterrichtsstunden bis zum Abitur und darüber hinaus: Lateinische Sprache, Römische Literatur, Gattungen und ihre Merkmale, Rhetorik, Philosophie, Staat und Gesellschaft, Römische Wertbegriffe, Religion und Mythos, Recht, Kunst, Fortwirken der römischen Kultur, Interpretation. Die neue Ausgabe bietet kompaktes kulturgeschichtliches Sachwissen, konkretisiert in Exemplum-Seiten, visualisiert durch Tabellen und Schemata. Das Buch eignet sich wie seine Vorläufer bestens für selbstständiges Lernen innerhalb und außerhalb des Unterrichts. Das Kompendium vermittelt fachspezifisches und fachübergreifendes Basiswissen bis hin zu einem *Methoden-Lehrgang „Interpretation“*. Prüfungsrelevantes Sachwissen wird kompakt und umfassend zusammengefasst. Keine Frage: So gelingt eine effiziente und zuverlässige Vorbereitung auf Klausuren, auf die Latinumsprüfung oder das Abitur im Fach Latein.

Der lehrwerkunabhängige Band eignet sich selbstverständlich auch für Hochschul- und Intensivkurse sowie zum selbstständigen Lernen und Erarbeiten von Methodik und Sachgebieten. Eigentlich ist kaum eine Lektürestunde denkbar, in der Einzelne oder Lerngruppen in diesem Buch nicht nach historischen, literatur-, gattungs- und

Res Romanae – Literatur und Kultur im antiken Rom. Neubearbeitung, hrsg. von Peter Kuhlmann und Susanne Pinkernell-Kreid, Oldenbourg Schulbuchverlag ISBN-13: 9783060242610, 2017, 336 Seiten, 22.00 €, auch als E-book erhältlich



institutionsgeschichtlichen, sprachwissenschaftlichen oder fachterminologischen Erklärungen recherchieren können. Am Schluss des Textteils findet sich ein eigenes Methoden-Kapitel zur Interpretation mit einer begrifflichen Definition und praktischen Arbeitsschritten zum Umgang mit lateinischen Originaltexten. Ein sehr detailliertes Register (316–330) sowie mehrere Verzeichnisse (Personennamen, geographische Namen, Völkernamen) sowie ein Werksverzeichnis erschließen den Band.

Wie wirkte Rom auf seine Bewohner? Wie präsentierte es sich Besuchern? Wie funktionierte die Stadt? Für die Beantwortung dieser Fragen lässt

Karl-Wilhelm Weeber die Römer selbst zu Wort kommen – aus unterschiedlichen Perspektiven auf Arbeit und Freizeit, Architektur und Lebensbedingungen – Themen, die Karl-Wilhelm in seinen Vorträgen, Büchern und Bildbänden immer wieder höchst fachkundig aufgreift.

Als er vor etwa 15 Jahren das Lexikon *Alltag im Alten Rom. Das Leben in der Stadt* veröffentlichte (sowie den Folgeband über Das Landleben), fand ich die Idee prima, alle größeren Artikel mit einzelnen ausgewählten Quellen – optisch hervorgehoben - auszustatten. Schon damals fiel mir auf, dass das ein oder andere Zitat den Erläuterungen eine zusätzliche Qualität gab. Dieses ergebnisreiche Prinzip findet man in dieser Kulturgeschichte in Quellen modifiziert wieder. Allerdings nehmen diesmal die Quellen den weitaus größten Raum ein: sie sollen für sich sprechen. Zu 24 Themen, die zunächst in einer knappen Einleitung von drei oder vier Seiten skizziert werden, findet der Leser jeweils eine ganze Reihe von lateinischen bzw. griechischen Originaltexten, jeweils mit deutscher Übersetzung, die das jeweilige Thema beleuchten, oft erstaunlich unterschiedlich.

In dieser Anthologie präsentiert Karl-Wilhelm Weeber unterschiedliche Ansichten der Stadt und Sichten auf die Stadt: Einen weiten Weg hat dieses ehemalige Hüttendorf am Tiber bis ins 1. Jahrhundert zurückgelegt und war bereits in der Antike eine schillernde Millionenstadt. Rom war eine kosmopolitische, multiethnische Stadt, in der Arm und Reich dicht nebeneinander lebten. Sie war überaus quirlig, chaotisch und laut und machte ihren Bewohnern – vor allem den ärmeren – das Leben nicht leicht.

Auf der anderen Seite bot sie auch den kleinen Leuten nicht nur Arbeitsplätze, sondern ein einmaliges Freizeitangebot: öffentliche Spiele, luxuriöse Thermen, spektakuläre Triumphzüge und

Karl-Wilhelm Weeber, Das antike Rom. Eine Kulturgeschichte in zeitgenössischen Quellen, Lat. / griech. / dt. Eingeleitet, ausgewählt und übersetzt von Karl-Wilhelm Weeber. WBG, 2017. 384 S., Bibliogr., geb. mit SU. Preis: € 39,95 ISBN 978-3-534-26919-8



eine atemberaubende Bautenpracht. Gleichzeitig war das Leben in der Stadt gefährlich – nicht nur wegen der Kriminalität. Rom war ein „melting pot“ von einer Millionen Menschen und damit die mit Abstand größte Stadt der vorindustriellen Epoche.

Das Buch bietet für die Lektüre ganz viele Einsteige, bei den einzelnen Essays oder bei einem einzelnen Quellentext; zusammen ergeben diese quasi einen „vieltimmigen Chor“ (Vorwort S. 8). Zu den 24 Themen gehören nicht nur die klassischen Wissensgebiete, wie *„Das Rom des Wasserreichums“*, *„Das Rom der Massenunterhaltungen“*, *„Das Rom der Frauen“*, *„Das Rom der Götter“*, *„Das Rom der Bautenpracht“*, *„Das Rom der Kaufleute“*, *„Das Rom der Triumphe“* oder *„Das Rom der Macht“*, sondern auch nicht ganz zum Erwartungshorizont des Lesers zählen-

de Themen wie „Das Rom der Partygänger“, „Das Rom der Kriminellen“, „Das Rom des Verkehrswühls“, „Das Rom der kleinen Leute“, „Das Rom der Spaziergänger“ und „Das Rom der Spieler“. All das sind Themen, die im Lateinunterricht an geeigneter Stelle bestens ankommen. „Das Rom der bevorzugten geographischen Lage“, „Das Rom der imaginierten Vorzeit“, „Das Rom der Fremden“ sowie das Schlusskapitel „Rom – Die ewige Stadt“ zählen zu den Standardthemen der lateinischen Schullektüre.

Wer sich also für seine Unterrichtsplanung inspirieren lassen möchte von einzelnen Aspekten des Lebens im antiken Rom, der trifft es mit diesem

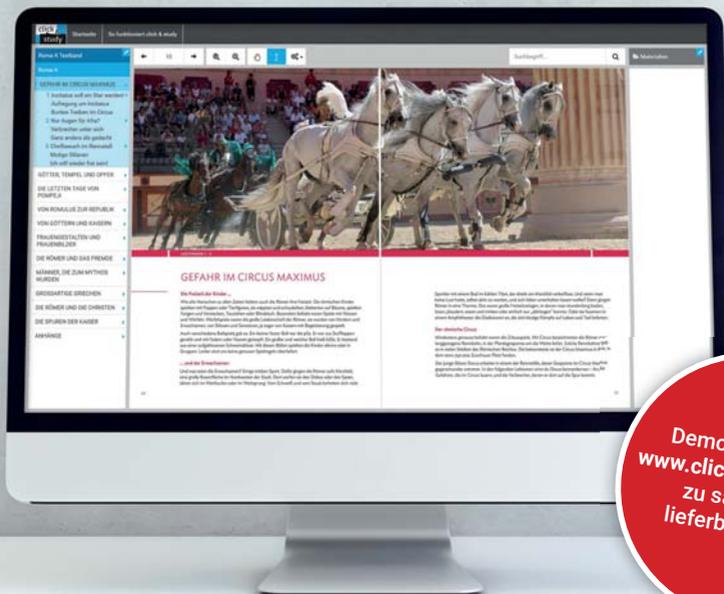
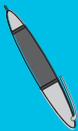
Buch richtig gut. Heutige Lehrpläne überbieten sich in Kompetenzen, bieten thematisch-inhaltlich aber bestenfalls Leerstellen, ältere Lehrpläne geben als freundliche Empfehlung immerhin noch die in Frage kommenden Textstellen an. Im Abschnitt „Das Rom der Kaufleute“ findet man z.B. auf dreizehn Seiten drei Dutzend Quellentexte (Cicero, Livius, Ovid, Varro, Aelius Aristides, Martial, Plinius, Digesten, Horaz, Juvenal, Lucilius, CIL, Sueton, Plautus), die man als Lehrer nicht alle mit seiner Lerngruppe übersetzen können wird, in vernünftiger Auswahl freilich schon. Zur Interpretation bieten die unterschiedlichsten Textsorten Perspektiven genug, einschlägige Kompetenzen inbegriffen.

BUNDESKONGRESS
DES DEUTSCHEN
ALTPHILOLOGEN
VERBANDES

2018



Foto: Iris Maurer



Demo-Version auf
www.click-and-study.de
 zu sämtlichen
 lieferbaren Titeln

Ab sofort erhalten Sie unsere digitalen Schulbücher in einem neuen Gewand und in einer neuen Umgebung. Unsere digitalen Schulbücher heißen jetzt **click & study** und bieten Ihren Schülerinnen und Schülern:

- ▶ die **vollständige digitale Ausgabe** des C.C.Buchner-Lehrwerks,
- ▶ einen **modernen Reader** mit zahlreichen nützlichen Bearbeitungswerkzeugen,
- ▶ einen **direkten Zugriff auf Links und Zusatzmaterialien**, die in der Printausgabe über Mediacodes zugänglich sind,
- ▶ die Möglichkeit der **Freischaltung im Bildungslogin** unter www.bildungslogin.de,
- ▶ eine **flexible Nutzung auf verschiedenen Endgeräten** (PCs, Macs, Tablets) online und auch offline via App.



C.C.Buchner Verlag GmbH & Co. KG
 Laubanger 8, 96052 Bamberg
 Tel. +49 951 16098-200 | Fax: +49 951 16098-270
 service@ccbuchner.de | www.ccbuchner.de